[Beffroy de Reigny]

Vetter Jacobs

Launen.

Viertes Bändchen.

Von

J. F. Jünger.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen, 1790.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vetter Jacobs

Launen,

viertes Bändchen.

Ein Wort zu seiner Zeit.

Mein Verleger verlangt die Fortsezzung der Launen von mir, und das ist mir der schmeichelhafteste Beweis, daß ich so glücklich war, den Geschmack meiner Leser zu treffen. Was aber der ehrwürdige Areopag der Kunstrichter dazu sagen wird? —

Leider ist es nur zu wahr, daß ein großer Theil dieser sogenannten Kunstrichter unsers lieben Vaterlands zur Klasse der Nachdrucker herab gesunken ist. Sie nähren sich vom Schimpfen, so wie sich diese vom Stehlen nähren. Welches besser ist: ob mir ein hungriger Raubvogel einen Theil des Gewinns entzieht, den ich durch meine Schriften zu machen gedachte, oder ob er mich um

Ehre und guten Nahmen zu bringen sucht? das möchte nun wohl schwer zu entscheiden seyn. *)

Wenn ich eingebildet und unverschämt genug wäre, Andern meinen Geschmack und meine Begriffe aufzudringen, und für baares Geld zu verkaufen, so hätte ich schon seit geraumer Zeit des unaussprechlichen Glücks theilhaftig werden können, Mitarbeiter an irgend einer Bibliothek, Litteratur- oder irgend einer andern gelehrten Zeitung zu seyn. — Ich hoffe, meine Leser werden mich deshalb für keinen Großsprecher halten, daß ich das sage, denn, wie dermalen die Sachen stehn, würde selbst der demüthige Paulus diesen Ruhm sehr klein finden. — Aber ich weiß nicht, war es Ehr- oder Selbstgefühl, war es Bescheidenheit oder Indolenz,

*) Wer einen Begriff von einer kritischen Büberey im eigentlichen Sinne des Worts haben will, darf nur die Recension von Meißners Skizzen im zweyten Stücke der allgemeinen Uebersicht nachlesen. Die Art, mit welcher da ein Mann behandelt wird, dem der Beyfall seiner Landsleute schon seit Jahren seinen Plaz unter den bessern Schriftstellern seiner Nation anwies, muß gewiß jeden Mann von Ehrgefühl erbittern.

O daß doch irgend ein litterarischer Sardine ein Polizeysystem entwürfe, das diesem Unfug ein Ende machte!

dolenz, das mich davon abhielt: genug, ich lehnte es immer ab. Fast glaube ich selbst, daß es Indolenz war, denn ich habe für dergleichen Arbeiten schlechterdings keinen Sinn; und das geht so weit, daß ich schon seit Jahren weder eine Bibliothek, noch eine Zeitung, noch irgend ein kritisches Journal in die Hand genommen habe. Nach dieser Erklärung werden sich unsere Aristarchen hoffentlich nicht mehr darüber wundern, daß ich ihre Anweisungen so schlecht befolge.

Indessen fehlt es mir nicht an Freunden und Bekannten, welche sich für meine Wenigkeit interessiren, mir manches wieder erzählen, was über mich und meine Arbeiten in diesen unsterblichen Zeitschriften gesagt und geschrieben wird, und sogar die Gutherzigkeit und Freundschaft für mich so weit treiben, sich an meiner Statt herzlich zu ärgern, wenn ich die Ehre habe, an irgend einer dieser litterarischen Schandbühnen zur Schau ausgestellt zu seyn.

So haben mir diese Freunde zum Beyspiel gesagt, daß einige Kunstrichter meine Launen so ziemlich durchgelassen, andere mit einer Art von Mitleiden auf sie herab gesehn — und man kennt

ja wohl das Mitleiden der Kritiker! — noch andre aber durchgehends verworfen haben.

Was meine dramatischen Arbeiten betrift, so sollen die Herren auch nicht viel glimpflicher mit mir verfahren.

Ein gewisses sehr voluminöses kritisches Werk, welches vor einigen Jahren, als man noch an litterarische Gespenster und Poltergeister glaubte, für die armen Schriftsteller ein sehr furchtbarer Popanz war, soll, wie man mir sagt, ganz und gar nicht zufrieden mit meinen Lustspielen seyn. Eine gewisse Zeitung soll mein Kleid aus Lyon für ein anstößiges und Sitten verderbliches Stück erklärt, und sogar gefunden haben, daß ich meinen Revers aus Brezners Räuschchen und Wycherly's Landmädchen zusammensezte. Was so ein Kunstrichter nicht alles findet! Und wie sich der Mann in unsrer vaterländischen Litteratur umgesehn hat! sogar Brezners Räuschchen und Schmidts Uebersezzung von Wycherly's Country-Wife gelesen zu haben! — Darüber sind unsre Aristarchen einig, daß ich alles das, was in meinen Stücken noch allenfalls erträglich ist, aus englischen Stücken entlehne.

Was

Was dieses Entlehnen betrift, da müßte es nun schon ein competenteres Tribunal seyn, dem ich über diesen Punkt Rede stände. Die Sache erfordert etwas mehr Beweis, als das bloße Wort unsrer Kritiker. Indessen werde ich, mit Erlaubniß dieser großen Männer, immer fortfahren, in meiner Manier zu arbeiten; und ich bin verstockt genug, zu glauben, daß sich die Liebhaber und Freunde meiner dramatischen Muse gewiß besser dabey befinden, wenn ich Molieres komische Laune, Marivauxs Dialog und die Situationen und Charaktere der Britten studiere, als sie sich befinden würden, wenn ich bey einem Mitarbeiter der Litteraturzeitung in die Schule ging.

Wenn es irgend einen Schriftsteller giebt, der gegen die Aussprüche vernünftiger, einsichtsvoller und wohlwollender Männer eine unumschränkte Ehrfurcht und Achtung hat, so bin ichs gewiß. Aber ich muß meinen Mann kennen, wenn Lob oder Tadel auf mich Eindruck machen soll. Alle anonyme Angriffe verachte ich. Ich weiß nicht, warum mir immer die Banditi und Bravi dabey einfallen? Sollten die Begriffe etwas homogenes haben?

Ein kleiner Commentar hierüber steht gleich zu Anfange des zweyten Hefts dieser Launen. Alles was dort der Buchhändler zu meinem kleinen blauen Mann sagt, ist nicht erdichtet: es ist leider wörtlich, buchstäblich wahr!

Was ich da gesagt habe, das geht keineswegs die ehemaligen Theaterkritiker zu Wien, jezt Mitherausgeber einer Uebersicht der Litteratur in kaiserl. königl. Staaten, an, welche mich und meine Stücke auch sehr in Affection genommen zu haben scheinen. Auch diese Herrn recensiren anonym. Mich dünkt, das heißt das Incognito ein wenig mißbrauchen; sie könnten sich ohne Bedenken nennen. Ich gebe ihnen mein Wort, es wird sie doch keine Seele kennen. Allem Anscheine nach sind es junge Leute, welche die Anweisungen ihres Sonnenfels übel verdaut haben — auch die nahrhafteste Speise wird oft Gift für einen Magen, der nichts taugt — welche einmal gehört haben, daß es einen Home und Batteux giebt, welche sich gern in der deutschen Rechtschreibung üben wollen, und das auf Kosten ihrer gutmüthigen Mitbürger thun, da sie es so gut haben können. Den guten Willen muß man aufmuntern.

Wenn

Wenn sich die jungen Herrn recht Mühe geben, und hübsch fleißig sind, und der liebe Gott ihre Abonnenten bey dauerhafter Geduld und überflüssigen Gulden erhält, so hoffe ich, sie werden es in fünf oder sechs Jahren einmal so weit bringen, daß sie eine ganze lange Octavseite ohne grammatischen Fehler schreiben können. Nur will ich ihnen wohlmeinend rathen, einen etwas bescheidnern Ton anzunehmen, wie es der Jugend in Gegenwart älterer Leute geziemt.

Wieder auf mein eigentliches Thema zu kommen: Viele meiner Leser werden diese Vorrede sehr überflüssig finden. „Wir wissen doch wofür wir alle die kritischen Schriften zu halten haben," werden sie sagen. „Wir kaufen sie, wir durchblättern sie, um zu sehen, was etwa für neue Bücher heraus kommen, aber keinem von uns fällts ein, uns daraus zu unterrichten, ob diese Bücher gut oder schlecht sind? Wir betrachten sie für nichts bessers, als für einen Meßkatalogus."

Wenn das wahr ist, meine lieben Vettern und Mühmchen, so darf ichs ja wohl wagen, Ihnen hiermit den vierten Heft meiner Launen vorzulegen? Ich sage meiner Launen: schon in den

vorigen Heften war, fünf oder sechs Bogen etwa ausgenommen, das übrige fast alles mein; im jezzigen und in den künftigen wird noch viel mehreres mein seyn, denn mein Cousin Jacques wird nach gerade so französisch, daß ihn durchaus kein deutsches Gewand mehr kleiden will. Indessen verdanke ich ihm die Idee, Launen zu schreiben; und da Ihnen diese Launen gefallen — wenn ich mir zu viel schmeichle, so machen Sie das mit meinem Verleger aus, der mirs in den Kopf gesezt hat — so werde ich sie ihm gewiß zeitlebens verdanken.

Der Vetter Jacob.

Eit-

Eitling und Frohsinn.
Eine Erzählung.

Es giebt oben im Himmel eben so gut Langeweile, als hienieden auf Erden, und man nimmt oben, wenn man nichts bessers zu thun weiß, eben so gut seine Zuflucht zum Disputieren, als bey uns.

„Ich habe doch wohl mehr Einfluß und Gewalt auf die Herzen der Menschen, als du!“ sagte der Gott der Eitelkeit zum Gotte des Vergnügens.

„Du, mehr als ich?“ rufte dieser aus. „Ich bitte dich, Brüderchen, mache mich nicht zu lachen?“

„Aber was ist denn da zu lachen? Es kömmt auf die Probe an —“

„Bey der du ganz gewiß den Kürzern ziehn wirst!“

„Willst du wetten?“

„Brüderchen, ich sage dir, du verlierst!“

„Ob du wetten willst?“ —

Ich weiß in der That nicht, ob die Götter gewohnt sind, hoch oder niedrig zu spielen, sonst wär mirs ein leichtes, die Summe zu bestimmen, um die sie wetteten. So viel weiß ich, daß endlich der Gott des Vergnügens einschlug.

Beyde wollten sich durch sich selbst überzeugen, welcher Recht hätte. Sie nahmen also die Gestalten zweyer Reisenden von Stande an. Der Gott der Eitelkeit nannte sich Herr von Eitling, und der Gott des Vergnügens machte sich zum Baron Frohsinn. — Im Himmel kostet ein Baronsdiplom nicht den sechzehnten Theil so viel, als auf Erden.

Sie fuhren im schönsten englischen Reisewagen von der Welt, aber ein englischer Reisewagen macht nicht satt, wenn einen hungert, und unsere Reisenden hungerte es im ganzen Ernste. Da war nun freylich nichts anders zu thun, als im ersten besten Gasthofe einzukehren. — Nicht wahr, den Rath hätten ihnen meine Leser auch gegeben?

Es war gerade in einem kleinen Städtchen, und da sind die Gasthöfe nicht immer die besten; aber was halfs? Die Wirthin war ein rundes Weib, mit vollem Busen, funkelnden beredten Augen,

gen, und noch beredterer Zunge. Während der sehr mittelmäßigen Mahlzeit, die sie ihnen auftischte, gab sie sich alle mögliche Mühe, sie nach Stand und Würden zu unterhalten.

„Es freut mich, wenn es Ihnen schmeckt, gnädige Herrn!“ sagte sie; „aber, ohne mich zu rühmen, ich kann auch sagen, daß auf zehn Meilen in die Runde keine Köchin das Ragout so gut zuzubereiten versteht, als ich; das Lob haben mir schon viele Herrschaften gegeben. Ich getraute mir für Kaiser und Könige zu kochen!“

„Wie ists, Brüderchen?“ flüsterte Eitling seinem Gefährten ins Ohr. „Die erste Probe scheint nicht so gar günstig für dich auszufallen.“

„O, für dich eben so wenig! Wenn du das für Eitelkeit nimmst, so betrügst du dich recht sehr. Eigennuz ists! heller klarer Eigennuz! Sie sezt auf die Güte ihres Essens einen so hohen Werth, um es uns desto theurer anrechnen zu können.“

Frohsinn hatte sich dießmal doch betrogen. Die Zeche fiel wider Vermuthen äußerst billig aus.

„Ich

„Ich hätte es Gott sey Dank eben nicht nöthig, die Wirthschaft fortzusezzen,“ fuhr unsre Wirthin fort, indem sie das Geld einstrich; „denn ich habe drey Häuser in der Stadt, und auch ein paar ganz artige Gütchen mit hübschem Feld und Weinbau. Mein Mann — es ist eine gute ehrliche Haut von Manne, und ich weiß selber nicht, warum ich ihn geheirathet habe, denn er ist nicht hübsch, und da das Vermögen von mir herkömmt, so hätte ich immer einen hübschern bekommen können; aber er war gerade das Jahr Bürgermeister geworden, als ich ihn heirathete, und weil mein Vater ein Bierbrauer war, so dachte ich, es schickte sich kein anderer für mich, denn unser Eins hält doch auch etwas auf seinen Rang — Was ich sagen wollte? — Ja, mein Mann spricht immer: Kunigundchen, wir wollen uns zur Ruhe sezzen. Was hast du denn nöthig, dich mit der Wirthschaft zu plagen? — Aber ich thue es nicht. Es geht kein Tag vorbey, wo nicht hübsche Leute bey mir einkehren, die mich alle gern haben, und immer mit mir reden, und wenn mans einmal gewohnt ist, immer mit Gräfinnen und vornehmen Damen umzugehn, so behagt einem nachher der Umgang mit kleinstädtischen Bürgersweibern nicht. Sie können

nen

nen nicht glauben, was die hiesigen Weiber für abgeschmackte einfältige Dinger sind: aber lieber Gott, wo solls auch bey ihnen herkommen? Freylich, unser Eins, das immer unter den Leuten ist, weiß sich schon eher ein Bißchen aufzuführen, daß es eine Art hat.“

Frohsinn schlich sich ganz demüthig nach dem Wagen, an dem man wieder angespannt hatte.

„Nun, Brüderchen?“ fragte Eitling, „was hältst du von unsrer Wirthin?“

„Sie ist eine von deinen Maschinen! Die pure helle Eitelkeit; dagegen ist nichts zu sagen. — Indessen Ein Fall entscheidet noch nichts!“

Sie kamen in der Hauptstadt an. — In welcher Hauptstadt? — Der Nahme thut nichts zur Sache. Man denke sich nur eine sehr große, sehr volkreiche Stadt, und man denkt sich gerade die, zu deren Thor wir unsre Reisenden eben haben hinein fahren sehn.

Aber ich habe ja meinen Lesern noch nicht einmal gesagt, wie sie aussahen; und das ist doch eine Hauptsache. Aber glücklicher Weise ists noch Zeit!

Eitling also hatte einen edlen Anstand, eine etwas trozzige Physiognomie, ein gewisses Betragen, das ihn aus dem großen Haufen auszeichnete; sein Gang war fest und kühn, er warf bey jedem Schritt den Kopf in die Höhe, und sah alle Vorbeygehende ein wenig von der Seite mit einer gewissen Protectionsmiene an: kurz, er war das wahre Modell von einer Menge kleiner großer Herrn, die man jezt überall zu Hunderten trift; denn wo wär die Stadt, wo sich nicht alles, vom ersten Minister bis auf den Lampenpuzzer, vom Bürgermeister bis auf seinen Kutscher, vom Rathsherrn bis auf den Thürsteher, wechselsweise protegirt? Diese Protectionssucht würde für den Philosophen zum Todtlachen spaßhaft seyn, wenn ihm dieser Spaß nicht unglücklicher Weise durch die traurige Erfahrung vergällt würde, daß leider nur allzu oft das Glück einer ganzen braven Familie davon abhängt, ob der Kammerdiener seiner Excellenz des Herrn Präsidenten oder Geheimen Raths bey Laune ist, oder nicht, oder daß mancher rechtschaffne Bürger bloß deswegen Noth leidet, weil er sich vor dem Bedienten seiner Magnificenz des Herrn Bürgermeisters nicht tief genug gebückt hat!

Frohsinn sah etwas anders aus.

Seine

Seine Miene war offen, sein Gang leicht und ungezwungen, sein Betragen hatte etwas sanftes und zuvorkommendes, jedes Wort das er sagte, verrieth einen biegsamen geschmeidigen Charakter, er war gegen jedermann höflich und gefällig, wußte sich in jedermann zu schicken, war immer heiter und aufgeweckt, und an ihm lags wenigstens nicht, wenn er *nicht* jedermann zu seinem Vortheile einnahm. In seinen Augen funkelte ein gewisser Ausdruck der Freude, und sein ganzes Wesen verrieth innerliche Zufriedenheit.

Nach der Schilderung, die ich hier von ihm gemacht habe, und die auf mein Wort Zug für Zug ähnlich ist, hätte ich nun freylich hundert gegen Eins gewettet, daß er ungleich mehr Anhänger und Nachahmer bekommen würde, als Eitling; denn in der Stadt, in welcher sie waren, durfte sich nur ein Fremder blicken lassen, der nur einiger Maßen auffiel, und — was die Hauptsache war — recht weit herkam, so ahmten gleich zu hunderten seine Art zu gehn, zu reiten, zu tanzen, zu sprechen, kurz alles, bis auf den Schnitt seines Huthes und Kleides nach.

Daran werden doch meine Leser sogleich erkennen, daß es eine teutsche Hauptstadt war?

Aber im geringsten nicht! Alle Welt ging, ritt, tanzte, und sprach wie Eitling, und niemand ahmte unsern Frohsinn nach!

Doch da habe ich einen Anachronismus gemacht! Das hätte ich sollen später sagen. Ich bitte also meine Leser, zu thun, als hätten sie es weiter unten gelesen.

Sie wurden mit einander einig, daß das Resultat der Erfahrungen, die sie am ersten Tage machen würden, ihre ganze Wette entscheiden sollte.

Sie gingen in der Stadt herum. Das erste, was ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein Haus, dessen untre Zimmer mit Menschen voll gepfropft waren.

„Was ist das?" fragte Frohsinn den Lohnbedienten.

„Ein Kaffeehaus, gnädiger Herr."

„Ein Kaffeehaus," sagte Frohsinn bey sich selbst. „Hm! In ein Kaffeehaus geht man, um sich zu zerstreuen, und Zerstreuung schafft Vergnü-

gen. — O ganz gewiß finde ich hier eine Menge von meinen Anhängern! — Hast du Lust zu frühstücken, Brüderchen?“ sezte er laut hinzu.

„Warum nicht?“ antwortete Eitling, „laß uns hinein gehn.“

Sie thaten es, und der erste Gegenstand, der ihnen in die Augen fiel, war gleich im ersten Zimmer ein Haufen Politiker, welche um einen Tisch herum saßen, und mit den wichtigsten Mienen von der Welt beschäftigt waren, die Ruhe in Europa wieder herzustellen. Sie spielten mit Königen und Fürsten wie mit Federbällen, vertauschten Provinzen, unterzeichneten Traktaten, ließen Armeen marschieren, erwählten Kaiser, entsezten Minister, machten Operationsplane, und jedesmal, wenn einer dieser tiefdenkenden Herrn etwas gesagt hatte, sah er mit einem triumphirenden Gesicht alle Umstehenden nach der Reihe an, als ob er fragen wollte: „Nicht wahr, ich bin ein spekulativer Kopf?“ Und alle Umstehende machten Gesichter, die so viel sagten, als: „Wir sind doch viel feiner, viel spekulativer als du!“

„Aber ich bitte dich,“ fragte Frohsinn seinen Gefährten heimlich, „weswegen gehn denn diese Leute hierher?“

„Du hörst es ja wohl! Um Kenntnisse auszukramen, die sie nicht haben.“

„Laß uns doch ins andre Zimmer gehn,“ sagte Frohsinn, dem vor den Politikern angst und bange wurde.

Hier hatten sich zwölf bis funfzehn Personen zusammengesezt, welche ein gelehrtes Gespräch, oder vielmehr Geschrey hielten. Alle Künstler, alle Schriftsteller ließen sie die Musterung passieren, und einer überschrie den andern, keiner war des andern Meinung. Wenn der eine Voltaire für einen großen Schriftsteller pries, so behauptete der andre geradezu, Voltaire sey ein Dummkopf; und das nicht etwa aus Ueberzeugung: nein, bloß um das Vergnügen zu haben, widersprechen zu können. Und in welchem decidirenden Tone die Herrn sprachen!

„Da hab ich den ** gelesen,“ sagte der eine, „ich versichere Ihnen, so viel Aufhebens man auch davon macht, es ist auch gar nichts dran; keine Seite, die die Kritik aushielt.“

„Waren

„Waren Sie gestern im Theater?“ fragte der andre, „** hat infam gespielt!“

„Und das Stück, das Stück! Was sagen Sie dazu?“

„Ein elendes erbärmliches Ding! Auf mein Wort nicht auszuhalten!“

Frohsinn saß neben einem Manne, der ganz still war, und nur von Zeit zu Zeit einen lächelnden Blick auf unsre Kunstrichter warf. Der Mann schien ihm ziemlich gescheut zu seyn; vermuthlich weil er dann und wann lächelte.

„Verzeihen Sie einem Fremden die Frage, mein Herr,“ redete ihn Frohsinn an, „vermuthlich kennen Sie die Herrn, die da über Schriftsteller und Künstler so dreist urtheilen? Wahrscheinlich sind es selbst Schriftsteller und Künstler von entschiedenem Rufe und anerkannten Verdiensten, weil sie so entscheidend sprechen?“

„Von anerkannten Verdiensten!“ rufte der Unbekannte, und wollte sich halb todt lachen. „O ja! Gar verdienstvolle Leute! Der eine, der da das gestrige Stück so heruntermachte, ist ein Kaufmannsdiener; der, welcher von dem Spiel des braven

von ** so erniedrigend sprach, ist Concipist, ich weiß nicht in welcher Kanzley, und wird nächstens eine dramaturgische Monatsschrift heraus geben, und jener, der den guten Voltaire für einen Dummkopf erklärte, ist ein Kammerdiener, der einmal mit seiner Herrschaft sechs Wochen lang in Paris war!"

„Unbegreiflich!" sagte Frohsinn. „Und wie sie streiten, wie sie zanken und schreyen! An einem Orte, der dem geselligen Vergnügen gewidmet seyn sollte!"

„Ja, wer geht jezt mehr des Vergnügens wegen in Gesellschaft? Leider haben nur wenige Leute Verstand genug, sich zu freuen!"

„Res severa est verum gaudium, schreibt Seneka," fiel Eitling mit einem zweydeutigen Lächeln ein.

„Brav, junger Mann!" sagte der Unbekannte, „Sie scheinen die Alten gelesen zu haben! — Was ich sagen wollte — Ja, was mich betrifft, ich bin ein erklärter Anhänger von allem was Vergnügen und Freude heißt ; ;"

Bey diesen Worten trat Frohsinn seinem Gefährten auf den Fuß, und lächelte ihn an, als ob er sagen wollte: „Siehst du? da ist einer von meinen Klienten!“ —

„und sehen Sie, deswegen gehe ich auch alle Morgen hierher, und lasse mir von diesen Leuten etwas vordisputieren. Ich dürfte nur meinen Nahmen nennen, dürfte mich nur zu erkennen geben, so würde sich freylich keiner mehr unterstehen, den Mund in meiner Gegenwart zu öffnen ; ;“

Jezt trat Eitling seinem Gefährten auf den Fuß —

„aber das laß ich wohl bleiben. Ihre gelehrten Hezzen machen mir Spaß; und überdem müssen Sie mir doch eingestehn, daß es einem nicht unangenehm ist, unter einer ganzen Heerde Narren und Schaafsköpfe zu sizzen, mit dem lebhaften Bewußtseyn: „Du bist der Klügste im ganzen Zimmer!“ Freylich werden Sie mir einwenden, daß ein Mann wie ich einer solchen Erinnerung nicht erst bedarf ; ;“

Eitling trat etwas stärker —

„Darf ich mich unterstehn, zu fragen, wen wir die Ehre haben zu sprechen?“ fragte er den Unbekannten.

„O ich bitte recht sehr! Mein Nahme ist in der That ganz unbedeutend — aber dabey sah er aus als ob er sagen wollte: „Glauben Sie das nicht! mein Nahme ist einer von den berühmtesten die es giebt!“ — Er wird Ihnen aber sogleich einfallen, wenn ich Ihnen sage, daß ich der Verfasser des unglücklichen Verständnisses bin.“

„Des unglücklichen Verständnisses?“ fragte Frohsinn ziemlich albern. „Um Vergebung, ist das ein Theaterstück, oder ein Roman?“

Der Unbekannte schoß einen wüthenden Blick auf unsre beyden Freunde, griff nach seinem Huth und Stock, drehte sich dann wieder nach ihnen und öffnete den Mund, schloß ihn aber sogleich wieder, und seine Miene sagte deutlich: „Ihr seyd beyde nicht werth, daß ein Mann wie ich sich ferner mit Euch abgiebt!“ und so eilte er zur Thür hinaus.

Der gute Frohsinn hätte seinem vermeinten Anhänger gewiß mit einer traurigen Miene nachgesehn, wenn er in seinem ganzen Gesicht hätte eine

auf-

auftreiben können. Eitling rufte den Herrn des Kaffeehauses zu sich.

„Sagen Sie mir doch, wer war denn der Mann, der so eben hinaus ging?“

„Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, so will ichs Ihnen sagen. Das ist ein Mensch, der sich sechs Jahre lang des Studierens wegen auf Akademien aufgehalten, aber nicht das geringste gelernt hat, und nirgends gut thun wollte. Die paar tausend Thaler, die ihm sein Vater verließ, hat er durchgebracht, und jezt ist er Correktor in der **schen Buchdruckerey!“

„Correktor! — Aber hat er nicht etwas geschrieben?“

„Ach ja! Ich besinne mich! Ein Schauspiel! Es heißt das unglückliche Verständniß. Die Spottvögel sagen, es führe den Titel mit der That, denn es soll wirklich ein recht unglückliches Produkt seyn. Gelesen hat es niemand als der Sezzer, und etwa der Soufleur von unserm Hoftheater, wo es einmal gespielt, aber auch schon in der Hälfte des vierten Aktes sollenniter ausgepfiffen wurde.“

„Armes Brüderchen! Du dauerst mich!“ sagte Eitling beym Herausgehn.

„Ich gebe doch die Hoffnung noch nicht auf,“ antwortete Frohsinn. „Gehn wir an einen Ort, wo es Weiber giebt. Diese sind die Würze der Gesellschaft; sie beleben die Unterhaltung, und verbreiten Vergnügen und Freude um sich her. Da in dem Kaffeehaus, wo es lauter Männer giebt, ists ja kein Wunder, wenn es so traurig zugeht.“

Der Lohnbediente bath sie, sich nur bis Nachmittags zu gedulden, alsdann versprach er, sie auf einen öffentlichen Spaziergang zu führen, wo sie die ganze schöne Welt von * sehn würden.

„Aber ist jezt niemand dort?“ fragte Eitling.

„Ey bewahre! Allenfalls einige Herrschaften in Wagen oder zu Pferde, aber nur wenige. Niemand steigt aus, denn Vormittags ists nicht Mode dort spazieren zu gehn.“

„Der Kerl weiß nicht was er spricht,“ sagte Frohsinn zu Eitling. „Das Spazierengehn soll eine Mode seyn!“

Eitling sagte kein Wort.

Sie kamen an einen Buchladen, und gingen hinein, um sich die Zeit zu vertreiben. Indem sie so hin und her blätterten, kamen ein paar Bediente in prächtiger Livree, und verlangten die Bücher für den Grafen **.

Unsre beyden Fremden erstaunten, als der Buchhändler auf einen ungeheuren Stoß hinwies, *mit dem* Bedeuten, daß die Bücher schon bereit stünden.

„Das muß ein großer Freund der Litteratur seyn, der Herr Graf?“ fragte Frohsinn.

„O ja,“ sagte der Buchhändler. „Er hat schon schöne Conto's bey mir gemacht! Da sehn Sie das Verzeichniß dieser Lieferung.“

Frohsinn nahm das Verzeichniß, und erstaunte noch mehr, als er es nur flüchtig durchlief. Das waren Bücher unter einander, aus allen Fächern der Litteratur! und es war als hätte man sich vorgenommen, recht mit Fleiß die allerschlechtesten auszuwählen. Fast zwey Drittheile davon waren erklärte Makulatur, und das übrige Drittheil erhob sich nicht über das Mittelmäßige.

„Eine sonderbare Auswahl!“ sagte Frohsinn —

„O

„O die Auswahl ist recht gut!“ erwiederte der Buchhändler lächelnd. „Ich bins, der sie gemacht hat.“

„Sie haben sie gemacht?“

„Ja, aufzuwarten. Solche Herrn, wie der Herr Graf ** sind unsre besten Kunden.“

„Aber ich begreife nicht —“

„Ich wills Ihnen gleich begreiflich machen. Der Herr Graf wird sich nächstens vermählen, und läßt sich ein neues Quartier einrichten. Ein solcher Herr muß doch wohl ein Cabinett haben, worin er des Morgens Chokolade trinken und sich frisieren lassen kann, und in ein Cabinett gehört nothwendig ein Bücherschrank. Der, den sich der Herr Graf hat machen lassen, ist zwey Ellen breit, und hat neun Fächer. Ich bekam also gestern Befehl, ihm achtzehn Ellen Bücher zu schicken, das ist alles.“

„Das ist das sonderbarste, was ich noch gehört habe!“

„O, es giebt wohl noch sonderbarere Dinge! Lezthin war ich bey der Baronin **. Sie zeigte mir ein paar leere Fächer in ihrem Bücherschranke,

und

und bestellte die allgemeine Weltgeschichte bey mir, um diese Fächer auszufüllen.“

„Aber Euer Gnaden, sagte ich, diese Fächer sind für Octavbände, und die allgemeine Weltgeschichte ist in Quart.“

„Ach, was thut das?“ antwortete sie. „Der Buchbinder kann sie schon beschneiden.“

Ich schickte ihr das Buch, und der Buchbinder hat richtig aus den Quartanten Octavbände gemacht.“ —

„Aber mein Gott!“ rufte Eitling aus, „ich habe immer geglaubt, man hat die Bücher um sich daraus zu unterrichten!“

„O, das ist lange nicht mehr Mode!“ antwortete der Buchhändler. „Einige Gelehrte etwa ausgenommen. Was aber die Leute von einem gewissen Range betrifft —“

„Nun, die sollten sie doch wenigstens zu ihrem Vergnügen haben,“ fiel Frohsinn ein.

„Das hat sich wohl! Die mehresten lesen sie nicht! Da giebts wohl andre Arten, sich auf eine bequemere Art zu vergnügen!“

„Aber

„Aber wozu haben sie sie denn?“

„Weils Mode ist! Aus Eitelkeit!“

Frohsinn lief als ob ihm der Kopf brennte zum Buchladen hinaus.

Es war Zeit zum Essen zu gehn. Der Lohnbediente schlug ihnen einige Gasthäuser vor.

„Und speist man da gut?“ fragte Frohsinn.

„Hm! — Eben nicht zum besten! Der Wein ist auch nicht sonderlich, aber es speisen lauter Herrn von Stande da. Es sind die ersten Aubergen in der Stadt.“

„Ey so führ er uns in eine von den zweyten! Ich habe den Guckuck von seinen Herrn von Stande. Und wenn ein Fürst mit mir aus Einer Schüssel speist, so wird das schlechte Gericht, das darinnen ist, deswegen um kein Haar besser!“

„Ich wüßte wohl ein Haus, wo man außerordentlich gut und wohlfeil speist, aber —“

„Da wollen wir speisen. Nur zu! Ohne Aber! — Du bist's doch zufrieden, Brüderchen?“

„Von Herzen!“ antwortete Eitling, der sich vor Lachen schon die Lippen fast zerbissen hatte.

Sie

Sie fanden die Speisen wirklich sehr gut und schmackhaft, aber es waren kaum zehn Personen da.

„Ma foi, je n'entrerai pas le premier!“ schrie eine Stimme unter der Thür.

„Ni moi!“ schrie eine zweyte.

„Ey was! so gehe ich zuerst! Wir Soldaten nehmen es nicht so genau!“ sagte eine dritte.

Die ersten beyden gehörten zwey schönen wohlriechenden Herrn, und die dritte einem Officier.

„Um Gottes willen das Rindfleisch weg!“ schrie der eine.

„Issest du keines?“ fragte der Officier.

„Glaubst du, daß ich einen Holzhackermagen habe?“

Dem Officier schien es zu schmecken.

„Aber sagt mir doch, warum habt Ihr Euch denn so sehr gesträubt, hierher zu gehn?“ fragte er seine Gesellschafter, „man wird so gut bedient.“

„Das wohl,“ flüsterte ihm der eine zu, „aber es geht in der Regel kein honetter Mensch hierher!“

„Ja

„Ja da haben Sie recht,“ fiel einer ein, der ihm gegen über saß, und bis dahin auf seinem Teller fleißig gearbeitet hatte. „Ich bin auch heute nur so par bricole hierher gekommen. A l'ordinaire speise ich bey Meaupain. Das Essen hier ist nicht übel, aber es ist doch ein gewaltiger Abstand gegen einen französischen Koch —“

„Und das Arrangement der Tafel,“ sagte ein dritter.

„Und der Preis, meine Herren,“ sezte ein vierter hinzu, der beyde Backen voll gepfropft hatte. „Man kann ja hier eine ganze Litaney herunter essen, ehe man einen halben Gulden verzehrt. Wie kann denn da etwas am Essen seyn? — Küper, noch eine Portion von dem Fricandeau!“

Frohsinn fing jezt an, die Anwesenden genauer zu beobachten, und bey jeder neuen Bemerkung schielte er traurig nach seinem Reisegefährten, der seine Nase schon um eine ganze Spanne höher trug, als diesen Morgen.

Der eine Gast ließ eine Schüssel nach der andern vor sich hinsezzen, ohne sie zu berühren, um zu zeigen, daß er mehr bezahlen als essen könnte.

Der

Der andere schnizzelte bloß an seinen Speisen hier und da etwas herunter, und stand mit halb-hungrigem Magen auf, weil es pöbelhaft ist, sich satt zu essen.

Der dritte verlangte mit Vorsaz lauter Speisen, die man wohl auf den Tafeln der Großen, nie aber in Wirthshäusern findet, um zu zeigen, daß er keine ordinaire Kost gewohnt sey.

Der vierte lehnte ein Glas Wein, das ihm sein Nachbar anboth, mit convulsivischen Bewegungen von sich ab, um die Miene zu haben, als hätte er schwache Nerven.

Ein fünfter verzehrte bereits die achte Portion mit eben dem Appetit, womit er die erste verzehrt hatte, und wiederholte bey jedem Bissen, er könne nicht begreifen, warum er heute so außerordentlich viel äße, da er sonst in acht Tagen kaum so viel bezwingen könnte.

„Mit dir ist nicht gut wetten," sagte Frohsinn beym Weggehn zu Eitling: „Sogar bey der Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse lassen sich die Menschen von dir regieren! — Aber jezt auf den Spaziergang!"

Sie fanden eine ungeheure Menge Menschen und Wagen. Die Damen waren alle angezogen wie Balletköniginnen. Ein Herr, der eben aus einer prächtigen Equipage gestiegen war, und an der gewöhnlichen Krankheit der Reichen, an der Langenweile leiden mochte, that unsern zwey Fremden die Ehre an, sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen.

„Gefällt Ihnen unsre schöne Welt, meine Herren?“

„Unvergleichlich!“ antwortete Frohsinn. „Aber was mich wundert, ist, daß sich's Ihre Damen so unbequem machen.“

„Unbequem? Wie so?“

„Nun, wenn man seiner Gesundheit wegen ins Freye geht, um sein Gemüth zu erheitern, Gottes freye Luft zu genießen und sich Bewegung zu machen, so glaubt man ja eben keine Kleider anzuziehn, wie man sie an Gallatagen trägt?“

„Gesundheit? — Gottes freye Luft? — Gemütherheitern? — Bewegung? — was in aller Welt, was wollen Sie mit dem allen?“

„Geht man deswegen nicht hierher?“

„Um

„Um Vergebung, aus welchem Lande sind Sie?“

„Aus dem Lande der gesunden Vernunft!“

„Hm! das Land muß sehr weit von hier seyn; wenigstens habe ich noch nicht gehört, daß von Ihrer Regentin ein Gesandter an unserm Hofe wär. — — Sehen Sie nicht wie groß dieser Park ist?“

„Ja, das seh ich. Da drüben müssen noch recht schöne Spaziergänge seyn!“

„Das sind sie auch. Aber kein Mensch geht da drüben!“

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Weil's der Ton ist, daß man bloß diese Allee hier auf und ab geht. Sie merken doch wohl, daß man unmöglich seiner Gesundheit wegen gerade den Spaziergang wählen kann, der am nächsten am Fahrwege liegt, und wo man auf jedem Schritte eine Staubwolke einschluckt? — Und die Gemüthserheiterungen! — Mein Gott! — Ich stehe Ihnen mit meiner Ehre dafür, daß gewiß von denen Damen die Sie hier sehen, über die Hälfte mißvergnügter wieder nach Hause fahren, als sie hergekommen sind, denn man glaubt oft seinen Anzug noch so gut gewählt zu haben, und

wird doch von dem Kleide seiner Nachbarin ausgestochen, und nicht selten macht der höhere oder niedrigere Kopfpuz einer andern den getreuesten Liebhaber ungetreu."

„Weswegen geht man denn also hierher?"

„Um gesehn zu werden! Aus keiner andern Ursache! Um sich bewundern zu lassen. Die Eitelkeit treibt alles hier zusammen. Sie ist überhaupt das große Triebrad, das uns alle in Bewegung sezt. Sehen Sie wohl da den Elegant, wie er so sich selbstgefällig in seinem Miethwagen sizt, und zufrieden auf uns herüber lächelt? Ich wette, der hat diesen Mittag nichts gegessen, um die Kosten dieser Spazierfahrt bestreiten zu können."

Der arme Frohsinn ließ die Flügel sinken!

„Da steigt eine ungemein schöne Dame aus dem Wagen!" schrie Eitling.

„Die dort im rothen Kleide? Das ist meine Frau."

„Wie glücklich sind Sie, eine solche Grazie zur Gemahlin zu haben!"

„Glücklich? Noch hab' ich das bis jezt nicht gefunden. Wir sehen einander oft in vier Wochen

nicht.

nicht. Ich habe sie bloß geheirathet, weil sie jedermann für das schönste Mädchen in der Stadt hielt. Sonst wär mir's wahrhaftig nicht eingefallen. Sie hatte eine Menge Bewunderer, die sich um ihre Hand bewarben. Ich versuchte es, ihnen allen den Rang abzulaufen, und es gelang mir. Es schmeichelte meiner Eitelkeit, und ob ich mir gleich *nicht* so viel aus meiner Frau mache, so gestehe ich Ihnen doch, daß ichs gern höre, wenn man sie das schönste Weib in ** nennt."

Frohsinn konnte für Erstaunen kein Wort antworten. Daß man auch sogar aus Eitelkeit heirathete, davon hatte er bis jezt noch keine Idee gehabt.

„Jezt will ich Ihnen doch noch ein Frauenzimmer zeigen," fuhr der andre fort, um Ihr Urtheil von ihr zu hören. — Sehen Sie dort die im lichtblauen Flohrkleide? Das ist meine Mätresse!"

Frohsinn zuckte die Achseln. Der andre drang in ihn, ihm seine Meinung zu sagen.

„Wenn ichs Ihnen denn sagen muß, Herr Graf, ich muß Ihnen gestehn — der Geschmack ist freylich sehr verschieden in der Welt —"

„Nun? Sagen Sie es nur frey heraus: Sie gefällt Ihnen nicht ganz? Nicht wahr?“

„Frey heraus, Ihre Frau Gemahlin wär mir ungleich lieber!“

„Ich wills Ihnen nur gestehn, mir gefällt sie auch nicht, und sie hat mir nie gefallen.“

„Und doch unterhalten Sie sie?“

„Ich will Ihnen sagen, wie das zuging. Sie war Tänzerin, und weiß der Himmel warum, eine sehr beliebte, sehr bewunderte Tänzerin. Alle Welt bewarb sich um sie, alle Welt wollte sie haben, und unter andern gab sich der Fürst von **, der hier für den reichsten und freygebigsten Cavalier gilt, sehr viel Mühe um sie. Er both eine große Summe; ich both ihn aus, und Sie können leicht denken, daß es ein gewaltiges Aufsehn machte, als es bekannt wurde, daß ich den Preiß davon getragen hatte. Jezt bin ich sie vollends herzlich überdrüssig, und ich hätte sie schon abgedankt, wenn nicht eine gewisse Ursache —“

Er stockte.

„Nun Herr Graf?“ fragte Frohsinn, „diese Ursache? darf man sie nicht wissen?“

„Hm!

„Hm! Es ist so — wie soll ich sagen? — Sie ist in einem gewissen Rufe — so — verstehen Sie — man sagt, ihre Wünsche sollen — in einem gewissen Punkte ein wenig gränzenlos seyn — Sie verstehn mich doch?“

„So was Equipagen, Kleider und Juwelen —“

„Ach, nichts von Juwelen und Equipagen! — Mein Gott, verstehn Sie mich denn nicht? In dem gewissen andern Punkte.“

„Jezt versteh ich! Aber da seh ich nicht ein —“

„Aber ich wohl! Wirft es nicht einen gewissen Glanz auf einen Mann, wenn er mit einem Weibe auf gutem Fuße steht, die in diesem Rufe ist? — — Apropos, womit werden sich die Herrn diesen Abend unterhalten?“

„Wir werden ins Theater gehn.“

„Ins Theater? heute? Fi donc!“

„Warum? Es wird ein sehr gutes Stück gespielt.“

„Ey, wer Teufel wird denn des Stücks wegen ins Theater gehn?“

„Weswegen denn?“

„Eben darum, weswegen man hier spazieren geht. Um gesehn und bewundert zu werden. — Aber heute ins Theater! heute! Es ist ja heute kein Theatertag!“

„Es wird aber doch gespielt?“

„Gespielt oder nicht gespielt! Es geht doch heute niemand hinein!“

„Aber warum geht niemand hinein?“

„Weil heute kein Theatertag ist! Es ist der Ton nicht. — Ja, allenfalls, wenn noch ein Trauerspiel oder ein rührendes Schauspiel gegeben würde; aber ein Lustspiel! Pfui Teufel!“

„Pfui Teufel? Ich habe geglaubt, man geht ins Theater um sich zu belustigen und zu zerstreuen?“

„Sich belustigen, lachen, das ist gemein und pöbelhaft. Weinen und schluchzen müssen die Zuschauer, wenn sie für Leute von Empfindung und Gefühl gelten wollen. Und deswegen lieben wir starke erschütternde Situationen, Tollhaus-Spital-Lazareth- und Gefängnißscenen. Minister und Obrigkeitspersonen, die für jedes Wort das sie sagen, für jeden Schritt den sie thun, das Brandmarken

marken verdienen, Bösewichter, die man in einem polizirten Staate keinen Augenblick würde frey herumgehn lassen, Giftmischerinnen, verworfne Buhlerinnen, kurz wilde Bestien von Männern, und Furien von Weibern, das sind die Personen, die uns ein Dichter aufstellen muß, wenn er Glück machen will. Ob gesunder Menschenverstand, ob Wahrheit, ob Zusammenhang im Stück ist, das kümmert uns nicht. Genug, wir haben Gelegenheit zu zeigen, daß wir Leute von Geschmack und Gefühl sind, daß wir gern empfinden und weinen, und daß wir zu klug sind, um über etwas andres zu lachen, als über unsre eignen Einfälle."

Frohsinn war auf Nadeln. Er empfahl sich dem Herrn Grafen, nahm seinen Gefährten unter den Arm:

„Brüderchen, du hast deine Wette gewonnen!" rufte er, und sie traten ihre Rückreise nach dem Himmel im Augenblicke an.

Der junge Hahn.

In einem kleinen Hühnerstaate
Lebt' einst ein Hahn, der sich durch manche
Gasconade —
Denn wo sind die nicht angebracht? —
Durch seinen leeren Kopf und seine dünne Wade
Als Liebesheld berühmt gemacht.
Er war der Neid der andern Hähne,
Der Wunsch — das sagt' er selbst — so mancher jungen Schöne:
Die allerkeuscheste, die tugendhaft'ste Henne
Konnt' auch für ihn zu keusch zu tugendhaft
nicht seyn.
Die Männer sperrten ihre Weiber
Vor diesem schönen Herzensräuber,
Die Mütter ihre Töchter ein.
„Fort!“ schrien sie, „fort!“ sobald sie ihn von
weitem sahn,
„In's Hühnerhaus hinein! Dort kömmt der
junge Hahn!“

Einst hob er an zu andern Hähnen:
„Noch keine war so keusch von allen Euren
Schönen,
„Die ich unüberwindlich fand;

„Ich

„Ich sage nur *ein* Wort, und meinen Wunsch zu krönen,
„Thut keine Einzge Widerstand.
„Vor mir versperren zwar die Mütter ihre Töchter,
„Um meinetwillen sezt man jungen Weibern Wächter:
„Ich lache ihrer Wachsamkeit!
„Mich kann sie nicht an meinen Siegen hindern!
„Ein kluger Kopf wie ich find't doch Gelegenheit;
„Und unter uns: Von Euern schönsten Kindern
„Ist mehr als Eins die Frucht von meiner Zärtlichkeit."

Zwey ältre Hähne, die troz seiner Dreustigkeit
Doch klüglich ein Bedenken trugen,
Dem jungen Herrn so auf sein Wort zu traun,
Entschlossen sich das Ding zu untersuchen;
Und — unser Held war — ein Kapaun.

Die Dachkammern von *.

Fortsezzung.

Die Dachkammer G, zur Dachkammer H.

Ein Unglück kömmt selten allein, sagt das Sprichwort, und es giebt Menschen, die ausschließungsweise zu jeder Gattung von irdischem Elend bestimmt zu seyn scheinen. Dieses Elend ist ein Labyrinth; wehe dem Unglücklichen, der hinein geräth, denn da ist auf keiner Seite ein Ausweg! Der Boden dieses Labyrinths gleicht einem Sumpfe. Je mehr Kräfte man anwendet, je mehr man sich anstrengt, um sich heraus zu arbeiten, je mehr weicht dieser Boden, je tiefer wühlt man sich hinein, bis man endlich in den endlosen Abgrund versinkt, aus welchem keine Erlösung ist.

Diese traurigen Wahrheiten sind leider der Ordnung der Dinge angemessen. Unglücklicher Weise enthalten sie nicht das geringste, was der Natur oder der Vernunft widerspräch!

Der

Der erste Unfall sezt uns außer Stand, einem zweyten auszuweichen: und so sinkt der beste Mensch, der ehrlichste Mann ohne sein Verschulden von Unfall zu Unfall, bis zu einem Grade der Verzweiflung, der Trostlosigkeit hinab, die ihn für seine Freunde und alle gefühlvolle Seelen zum Gegenstande des Mitleidens, für seine Feinde zum Vorwurf der Schadenfreude, und für alle orthodoxen Zeloten zum Aergerniß macht.

Eben trug sich in mir ein Zufall zu, der in der Welt nicht so viel Aufsehn machen wird, als er machen sollte, und nothwendig machen müßte, wenn nicht unglücklicher Weise dergleichen Vorfälle in der Welt von Tage zu Tage allgemeiner würden.

Es verbreitet sich jezt ein Uebel durch alle Classen und Stände, das durch bloßes Raisonnement durchaus nicht zu heilen ist. Die Moral und die Philosophie der besten Bücher ist nur ein ganz schwacher Damm gegen das Unheil, das es stiftet. Die Verzweiflung, die sich der armen unglücklichen Individuen bemächtigt, und die sie zu solchen schauderhaften seelenerschütternden Extremitäten bringt, kennt weder in den Gesezzen noch in der Religion einen Zügel. Das ist eine Thatsache, die in allen Ländern,

dern, unter allen Nationen durch die Erfahrung bestärkt wird. Um dieses Uebel auszurotten, muß man die Quellen davon genau kennen. Um grössere, um allgemeinere Mißbräuche und Vorurtheile zu vertilgen, muß man damit anfangen, daß man die kleinern die besondern bekämpft. Die fehlerhafte Erziehung, der elende abgeschmackte Unterricht, den man unsrer Jugend in der Religion giebt, indem man ihre Köpfe mit Glaubenslehren anpfropft, und darüber versäumt, ihnen gesunde Begriffe beyzubringen und ihr Herz zu bilden, die Weichlichkeit und der Luxus, die jezt so allgemein herrschen, die Menge unthätiger, nichtsnüzziger Menschen, auf die man fast allenthalben stößt, der Stolz und der Blödsinn unsrer Großen, die unverantwortliche Art, womit man bey der Besezzung der Aemter und Stellen zu Werke geht, wo fast immer Gunst, Simonie, Niederträchtigkeit oder Dummheit das wahre Verdienst, das wahre Talent und die Ehrlichkeit verdrängen: das könnten vielleicht die Quellen der schrecklichen Epidemie seyn, von welcher ich zu reden im Begriff bin, und vor welcher selbst in jenen Jahrhunderten, die das unsrige dumm und barbarisch schilt, die Menschheit zurückgebebt wäre.

Es bewohnte mich ein Mann von ohngefähr sechs bis acht und dreyßig Jahren; groß, wohl gebaut bis auf ein Bein, welches ihm im leztern Kriege, in dem er, ob er gleich von guter Geburt war, als gemeiner Soldat diente, abgeschossen wurde.

Herrmann wurde im äußersten Wohlstande erzogen; seine Eltern waren große Verschwender, richteten sich zu Grunde, und hinterließen ihren Sohn in seinem funfzehnten Jahre als einen ausgemachten Bettler. Von der schwindelnden Höhe des Luxus und des Ueberflusses sah sich der Jüngling auf einmal in einen tiefen Abgrund der Armuth und des Mangels herab gestürzt. Glücklicher Weise hatte er Verstand genug, diese unglückliche Veränderung seines Schicksals zu ertragen. Er sah, daß er arbeiten, daß er etwas lernen müßte, wenn er sich in der Welt forthelfen wollte, und er that es. Er hatte Kopf, hatte Talente und Thätigkeit, und hatte Muth.

„Muth?“ wird irgend ein Zelot von einem Moralisten schmunzelnd ausrufen, wenn er die Katastrophe dieser Geschichte liest.

Ja, mein Herr, er hatte Muth! Aber man kann eine ganze Reihe von Unglücksfällen mit dem männlichsten, dem standhaftesten Muthe von der Welt bekämpfen, kann sich in tausend Verlegenheiten, in tausend Gefahren aufrecht erhalten haben, und auf einmal ereignet sich ein unglücklicher Vorfall, bey welchem uns unsere Kräfte verlassen, unser Muth schwindet, und unsre Standhaftigkeit weicht!

Als er sich durch anhaltenden Fleiß und Arbeit in den Stand gesezt hatte, seinem Vaterlande Dienste leisten zu können, bewarb er sich um ein Amt. Er meldete sich um alle Stellen, zu denen er sich tüchtig fühlte, legte Beweise seiner Fähigkeiten ab, über die er allgemeines Lob erhielt, hatte eine große Menge Gönner und Beschüzzer, worunter diejenigen zu seyn nicht ermangelten, welche seinen Vater mit hatten zu Grunde richten helfen, erhielt unsäglich viel Versprechungen und Hoffnungen, und wurde bey allen den glänzenden und nahrhaften Aussichten, die man ihm vorspiegelte, so dürr wie eine Schindel.

Nicht selten legte sich der Arme hungrig zu Bette — Was sage ich? Auf seine Hand voll

Stroh

Stroh warf er sich hin, überdachte alle die unnüzzen Gänge, die er den Tag über gemacht hatte, und fluchte seinem Schicksale, seinen Gönnern und seiner Existenz. Dann und wann schimmerte wohl ein Strahl von Hoffnung durch seine düstere Seele, aber selten war dieser Strahl von wohlthätigen Folgen; immer wurde er um einen Grad trostloser, wenn diese Hoffnung von neuem getäuscht war.

Kurz, unser Herrmann solicitirte lange, erhielt Versprechungen über Versprechungen; aber seine Versprecher hielten nichts. Unser Herrmann überreichte Memoriale über Memoriale; aber seine Gönner lasen sie nicht. Er suchte seine Zuflucht im Schooße der Freundschaft; aber wo findet der Unglückliche wahre Freunde? Er hatte ein kleines Landgütchen, das noch glücklicher Weise den Klauen der Gerechtigkeit entgangeu war; er ließ es anschlagen, und — es meldete sich kein einziger Käufer.

Sonderbare Schicksale der Menschen! Dieser da, von dem wir sprechen, hat ein Gut, ein Obdach, einen Zufluchtsort; und doch muß er unstätt und flüchtig auf der Welt umher irren. Er

hat einige Joch Acker, die einen fleißigen arbeitsamen Landmann allenfalls nothdürftig ernähren könnten; und doch muß er Hunger leiden. Er will dieses Gütchen verkaufen; und sein Mangel, seine Noth, die ihm Käufer dazu verschaffen, die diese Käufer veranlassen sollte, ihm sein Gut nach seinem wahren Werthe zu bezahlen, gerade diese Noth wird für die Unmenschen ein triftiger Bewegungsgrund, ihn ohne Erbarmen vollends auszuziehn. Kaum both man ihm den vierten Theil des wahren Werthes. „Mein Gott!“ sagt man, „es giebt so viele Güter jezt zu verkaufen! Wenn nur mehr Geld unter den Leuten wär!“ Redet einmal mit jenem Millionär von Eurer Verlegenheit; tragt ihm ein Gut zu kaufen an: Nein, er mag kein Grundstück; er lehnt seine Kapitalien lieber zu hohen Interessen aus. Wenn dieser Wucher, dieser niederträchtige Judengeist noch länger so fortdauert, so wird die Erde, diese wohlthätige Mutter, von ihren undankbaren ausgearteten Kindern gar bald verkannt, aber nicht ungestraft verkannt werden.

O Ihr Fürsten, öffnet die Augen! Laßt diesen Unfug nicht noch weiter um sich greifen! Unterstüzt die Besizzer der Ländereyen, weil es noch Zeit

ist.

ist. Vertilgt die Blutigel, welche Euren Unterthanen das Mark aus den Knochen saugen! Vertilgt sie mit Galgen und Rad diese Schandsäulen der Menschheit! Ihr laßt ja die kleineren Diebe hängen, warum nicht auch Wucherer? Seht Ihr nicht wie ein Concurs, ein Bankerutt nach dem andern entsteht? Und während sich gewinnsüchtige Richter und räuberische Advokaten in die Trümmer der gestrandeten Gutsbesizzer theilen, und die Prozesse durch alle Kniffe der Chikane zu verlängern wissen, saugen Buben von Pachtern, Verwaltern und Curatoren die Ländereyen aus; Felder und Wiesen verwildern; und da, wo sonst Früchte standen, gedeiht bald nichts als Nesseln und Disteln. Und dann könnt Ihr Euch noch wundern, wo auch ohne außerordentlichen Mißwachs Theurungen herkommen?

Aufs äußerste gebracht, sezte Herrmann endlich alle Vorurtheile von Stand und Geburt hintan, und suchte einen Dienst, wo er im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen könnte. Aber auch hier war ihm seine Geburt im Wege. „Ich könnte „mich unmöglich von einem Menschen bedienen las„sen, der von höherer Abkunft wär als ich selbst!“

Ja, mein Herr, er hatte Muth! Aber man kann eine ganze Reihe von Unglücksfällen mit dem männlichsten, dem standhaftesten Muthe von der Welt bekämpfen, kann sich in tausend Verlegenheiten, in tausend Gefahren aufrecht erhalten haben, und auf einmal ereignet sich ein unglücklicher Vorfall, bey welchem uns unsere Kräfte verlassen, unser Muth schwindet, und unsre Standhaftigkeit weicht!

Als er sich durch anhaltenden Fleiß und Arbeit in den Stand gesezt hatte, seinem Vaterlande Dienste leisten zu können, bewarb er sich um ein Amt. Er meldete sich um alle Stellen, zu denen er sich tüchtig fühlte, legte Beweise seiner Fähigkeiten ab, über die er allgemeines Lob erhielt, hatte eine große Menge Gönner und Beschüzzer, worunter diejenigen zu seyn nicht ermangelten, welche seinen Vater mit hatten zu Grunde richten helfen, erhielt unsäglich viel Versprechungen und Hoffnungen, und wurde bey allen den glänzenden und nahrhaften Aussichten, die man ihm vorspiegelte, so dürr wie eine Schindel.

Nicht selten legte sich der Arme hungrig zu Bette — Was sage ich? Auf seine Hand voll

Stroh

Stroh warf er sich hin, überdachte alle die unnüz-zen Gänge, die er den Tag über gemacht hatte, und fluchte seinem Schicksale, seinen Gönnern und seiner Existenz. Dann und wann schimmerte wohl ein Strahl von Hoffnung durch seine düstere Seele, aber selten war dieser Strahl von wohlthätigen Folgen; immer wurde er um einen Grad trostloser, wenn diese Hoffnung von neuem getäuscht war.

Kurz, unser Herrmann solicitirte lange, erhielt Versprechungen über Versprechungen; aber seine Versprecher hielten nichts. Unser Herrmann überreichte Memoriale über Memoriale; aber seine Gönner lasen sie nicht. Er suchte seine Zuflucht im Schooße der Freundschaft; aber wo findet der Unglückliche wahre Freunde? Er hatte ein kleines Landgütchen, das noch glücklicher Weise den Klauen der Gerechtigkeit entgangeu war; er ließ es anschlagen, und — es meldete sich kein einziger Käufer.

Sonderbare Schicksale der Menschen! Dieser da, von dem wir sprechen, hat ein Gut, ein Obdach, einen Zufluchtsort; und doch muß er unstätt und flüchtig auf der Welt umher irren. Er

hat einige Joch Acker, die einen fleißigen arbeitsamen Landmann allenfalls nothdürftig ernähren könnten; und doch muß er Hunger leiden. Er will dieses Gütchen verkaufen; und sein Mangel, seine Noth, die ihm Käufer dazu verschaffen, die diese Käufer veranlassen sollte, ihm sein Gut nach seinem wahren Werthe zu bezahlen, gerade diese Noth wird für die Unmenschen ein triftiger Bewegungsgrund, ihn ohne Erbarmen vollends auszuziehn. Kaum both man ihm den vierten Theil des wahren Werthes. „Mein Gott!“ sagt man, „es giebt so viele Güter jezt zu verkaufen! Wenn nur mehr Geld unter den Leuten wär!“ Redet einmal mit jenem Millionär von Eurer Verlegenheit; tragt ihm ein Gut zu kaufen an: Nein, er mag kein Grundstück; er lehnt seine Kapitalien lieber zu hohen Interessen aus. Wenn dieser Wucher, dieser niederträchtige Judengeist noch länger so fortdauert, so wird die Erde, diese wohlthätige Mutter, von ihren undankbaren ausgearteten Kindern gar bald verkannt, aber nicht ungestraft verkannt werden.

O Ihr Fürsten, öffnet die Augen! Laßt diesen Unfug nicht noch weiter um sich greifen! Unterstüzt die Besizzer der Ländereyen, weil es noch Zeit

ist.

ist. Vertilgt die Blutigel, welche Euren Unterthanen das Mark aus den Knochen saugen! Vertilgt sie mit Galgen und Rad diese Schandsäulen der Menschheit! Ihr laßt ja die kleineren Diebe hängen, warum nicht auch Wucherer? Seht Ihr nicht wie ein Concurs, ein Bankerutt nach dem andern entsteht? Und während sich gewinnsüchtige Richter und räuberische Advokaten in die Trümmer der gestrandeten Gutsbesizzer theilen, und die Prozesse durch alle Kniffe der Chikane zu verlängern wissen, saugen Buben von Pachtern, Verwaltern und Curatoren die Ländereyen aus; Felder und Wiesen verwildern; und da, wo sonst Früchte standen, gedeiht bald nichts als Nesseln und Disteln. Und dann könnt Ihr Euch noch wundern, wo auch ohne außerordentlichen Mißwachs Theurungen herkommen?

Aufs äußerste gebracht, sezte Herrmann endlich alle Vorurtheile von Stand und Geburt hintan, und suchte einen Dienst, wo er im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen könnte. Aber auch hier war ihm seine Geburt im Wege. „Ich könnte „mich unmöglich von einem Menschen bedienen las„sen, der von höherer Abkunft wär als ich selbst!“

Das bekam er überall zur Antwort. Großer Gott! Wie hartnäckig ist das Unglück, wenn es sich einmal gegen einen Menschen verschwört!

Er wurde Soldat, diente als ein braver Kerl, wurde zum Krüppel, und war nunmehr mit seinen zwölf Gulden jährlicher Pension hundertmal unglücklicher als vorher.

Wuth und Verzweiflung im Gesichte, und den Tod im Busen, kam er diesen Vormittag nach Hause.

„Grausames Schicksal!“ rief er aus, „warum „verfolgst du mich so unaufhörlich! Auch meine „armselige Existenz verweigerst du mir! Drey Tage „ohne Essen! Und wie die Unmenschen dicht an „mir vorbey gingen, mit einer Miene, als wollten „sie sagen: Muß denn so ein Krüppel auch leben? „— Nein! Er muß nicht leben, Ihr Barbaren!“

Bey diesen Worten nahm er ein Pistol von der Wand, außer seiner Krücke das einzige Möbel, das ihm noch übrig war, weil er es noch nicht übers Herz hatte bringen können, sich von diesem seinen Kriegsgefährten zu trennen, nahm es in den Mund, drückte ab, und stürzte todt zur Erde.

O Ihr Pharisäer und Schriftgelehrten, sezt lieber den Fuß nicht über diese Schwelle! Eure Gesellschaft wär auch freylich überflüssig, denn seht, da kömmt schon der Schinder — eine Einrichtung, die dem gesunden Menschenverstande und der Philosophie unsrer Gesezgeber außerordentlich viel Ehre macht — um ihn zur Erde zu bestatten, und bey einem Begräbniß, wo es keine Jura Stolae giebt, seyd Ihr doch zu nichts nüz.

Ich vertheidige den Selbstmord nicht, meine liebe Nachbarinn; im Gegentheile, ich würde jedem aus allen Kräften davon abrathen: Aber —
— — — — — — — — — — —
— — —. — — — —; — — —
— — — — — —: — — — — —
— — — — — —?

Möcht' ich doch allen unsern Großen mit donnernder Stimme ins Herz schreyen können: „Ist's denn nur Euch ausschließungsweise erlaubt zu leben? Und wenn das ist, warum seyd Ihr denn nicht allein in der Welt?

Die Dachkammer H, zur Dachkammer G.

Freylich, meine liebe Nachbarinn, verdiente Dein Bewohner ein besseres Schicksal! Ich habe Dir eine ähnliche traurige Geschichte zu erzählen: nur mit dem Unterschiede, daß die Katastrophe der Deinigen durch die Umstände und das Unglück gerechtfertigt, oder doch wenigstens minder strafbar gemacht wird, da hingegen der fürchterliche Ausgang der meinigen durch nichts in der Welt entschuldigt werden kann.

Mein Bewohner hat sich diesen Morgen ertränkt.

Wenn man die beyden wichtigsten Epochen manches Menschen, seine Geburt und seinen Tod, bedenkt, wie sonderbar contrastiren sie oft! Eine Frau bringt ein Kind zur Welt, und das ganze Haus ist voller Freuden. Ihre Verwandten, ihre Nachbarn, ihre Freunde, alles wünscht ihr Glück, alles drängt sich um die Wiege des Kindes herum, alles erschöpft sich in Lobeserhebungen, alles beeifert sich, dem Neugebornen das glücklichste Loos zu prophezeihen. Ihr Voreiligen Ihr! Als ob Ihr mit Euern Maulwurfsaugen im Stande wärt, im Buche des Schicksals zu lesen!

Bergau

Bergau wurde im Ueberflusse geboren und erzogen. Zum Unglücke war er der einzige Sohn seiner Eltern, und sie thaten alles mögliche was in ihren Kräften stand, diesen ihren einzigen Sohn durch die überspannteste Zärtlichkeit, durch die lächerlichste Affenliebe in Grund und Boden zu verderben. In ihren Augen war er ein Muster aller jungen Leute, ein Universalgenie, ein feiner Kopf, ein Jüngling von durchdringendem von überreifem Verstande. Schon im zwanzigsten Jahre vertraute ihm sein Vater die Verwaltung seiner beträchtlichsten Güter und Kassen an, denn dieser Vater war ein ausgemachter Weichling, der die Bequemlichkeit über alles liebte, und froh war, daß er auf eine so feine Art einer Beschwerlichkeit los wurde.

Gelegenheit ist immer die Klippe, an der die Tugend scheitert, und wenn wir zu zeitig die Mittel in die Hände bekommen, uns den Genuß jeder Gattung von Wollust, die Befriedigung aller unsrer Begierden zu verschaffen, wer ist dann für Ausschweifungen sicher?

Der junge Bergau mißbrauchte gar bald das Vertrauen seines thörichten Vaters. Er brachte

innerhalb wenigen Jahren nicht allein das Vermögen seiner Eltern durch, sondern machte auch noch obendrein beträchtliche Schulden. Seine Eltern hatten sich nach der Provinz gezogen, um dort ihr Leben in Ruhe zu beschließen, und er wußte ihnen so viel blauen Dunst vorzumachen, daß sie nichts von seinen Ausschweifungen merkten; eine Sache, die ihm auch eben nicht schwer wurde, da sie in seinen Kopf und sein Herz ein überspanntes Vertrauen sezten. Es gab wohl einige vernünftige Leute, die ihnen von dem Betragen ihres Sohnes Nachricht gaben. Sie meldeten ihnen, wie er sich von niederträchtigen Schmeichlern und Schmarozern, von feilen Dirnen und gewinnsüchtigen Weibern ausziehn und mißbrauchen ließ, wie er sich aus einer Ausschweifung in die andre stürzte, wie er das Geld mit vollen Händen verschleuderte. Die thörichten Eltern glaubten von allem dem kein Wort. „O," sagten sie, „unser Sohn hat gerade eben „das Herz, das seine Mutter, eben die Denkungs„art, die sein Vater hat. Er wird gewiß nichts „thun, was unser unwürdig wär!"

Nach vier oder fünf Jahren sah sich unser Bergau ganz auf dem Trocknen. Er hatte weder

Geld noch Credit, raffte das wenige, was er noch aus dem Schiffbruche retten konnte, zusammen, machte sich unsichtbar, und ließ seine unglücklichen Eltern dem Mangel und der Verzweiflung zum Raube.

Wenn der erste Schritt im Laster gethan ist, so folgen die übrigen alle von selbst. Bergaus Gefühle waren abgestumpft; Ehre und Schande galt ihm jezt gleich. Er verpraßte den Rest seines Vermögens auf die sinnloseste Art, wurde mit einem Freudenmädchen bekannt, die mit den Ueberbleibseln ihrer ehemaligen Reize auch nicht viel besseres anzufangen wußte, heirathete sie, und lebte mit ihr von dem, was sie sich mit ihrem Körper verdiente. Auch das ging nur noch eine Weile, denn sie gehörte nicht mehr unter die jüngsten. Sie fing also an, ihren bisherigen Kunden diejenigen Vergnügungen durch andre Mädchen zu verschaffen, die sie ihnen nicht mehr durch sich selbst zu verschaffen im Stande war. Sie debauchirte junge Mädchen; die Polizey kam ihr auf die Spur, und sie wurde ins Zuchthaus gesteckt.

Entweder hatte Bergau wirklich an den leztern Verbrechen seiner theuren Hälfte keinen thätigen

Theil gehabt, oder er wußte sich heraus zu reden, genug man tastete seine Freyheit nicht an, sondern begnügte sich damit, ihn aus der Stadt zu verweisen.

Er beging die Unbesonnenheit, unter einem angenommenen Namen wieder hierher zu kommen, und quartierte sich in mir ein. Einige seiner Gläubiger, die er unverantwortlich betrogen hatte, entdeckten ihn, zeigten seinen geheimen Aufenthalt bey Gericht an, und wirkten einen Verhaftsbefehl gegen ihn aus, der diesen Morgen sollte vollzogen werden.

Ich weiß nicht, auf welche Art Bergau davon Wind bekam. Er sah das Schicksal voraus, das ihm nothwendiger Weise treffen mußte. Als ein muthwilliger Bankeruttierer, wie er doch evident war, hatte er nichts besseres zu erwarten, als langwierige, vielleicht gar ewige harte Gefängnißstrafe.

Eine Viertelstunde, ehe die Wache kam ihn abzuholen, stürzte er sich in den Strom.

Was war es, das unsern Bergau unglücklich machte? Waren es die Umstände? Nein, die Erziehung war es! Bergaus Eltern hatten wirklich

sich alles an ihn gewandt. Sie hielten ihm vom vierten Jahre an einen Hofmeister, der ein sehr frommer Mensch, ein sehr guter Christ war; das Zeugniß gaben ihm Bergaus Tanten und Großtanten: und die mußten sich doch wohl darauf verstehn, was ein frommer Mensch, ein guter Christ war? Er war's aber auch wirklich, und machte aus seinem Zögling auch einen recht frommen Knaben, und dieser befand sich sehr wohl dabey, weil er zu bequem war, seinen Kopf anzustrengen. Er ging fleißig mit seinem Lehrer in die Kirche, wußte den Catechismus auf den Nagel auswendig, und hatte alle Anlage zu einem recht fleißigen Bether, denn mit seinem Abendsegen schläferte er richtig alle Abende die ganze Familie ein, und über seinem Tischgebeth, so geschwind er es auch herschnapperte, bekamen die Gäste seines Vaters gewöhnlich die Suppe eißkalt zu essen.

Und gleichwohl wurde in der Folge so ein nichtswürdiger Bube aus ihm?

Ja, die böse, böse Verführung! —

Nein, es war nicht die Verführung, es war die Erziehung, die ihn dazu machte!

O Vernunft, wenn wirst Du einmal auf den Thron kommen? O Ihr Lehrer, wenn werdet Ihr einmal anfangen, Eure Zöglinge zweckmäßiger zu behandeln? Wenn wird man einmal aufhören, ihre Köpfe gerade in den Jahren, in welchen die Einbildungskraft am thätigsten, und die ersten Eindrücke die stärksten sind, mit transcendentellen Begriffen anzupfropfen, von denen man selbst nichts versteht, und sie dadurch gegen alles was gesunde Vernunft heißt, mißtrauisch zu machen? Wenn wird man einmal aufhören, ihnen vorzusagen, daß sie sich durch Glauben ewig glücklich machen können? Da sie so wohlfeilen Preises, auf so bequeme Art glücklich werden können, wer kann es ihnen denn verargen, wenn sie Zeit ihres Lebens nicht an das Handeln denken?

Wenn wird man einmal anfangen einzusehen, daß ein einziger moralischer Grundsaz, ein einziger gesunder Begriff über seine Verhältnisse gegen die Welt, dem Jünglinge hundert und tausend und Millionenmale heilsamer und nüzlicher ist, und ewig seyn wird, als alle Dogmen aller Concilien des Universums zusammen genommen?

Ein reichhaltiges Kapitel, über das noch sehr viel zu sagen wär! Aber ich will lieber aufhören, denn ich habe ohnehin für unsre Zeloten schon viel zu viel gesagt, und Kinder soll man nicht ärgern, wenn es auch hundertmal große Kinder sind.

Die Fortsezzung der Dachkammern ein andermal.

Die Kirchenvisitation.

Der Pastor Kunz traf jüngst Veits Hannchen auf der Wiese;
Sie war nicht spröde, er verliebt,
Und — wie ein Wort das andre giebt —
Er drückt' ihr ein'ge heiße Küsse
Auf Mund und Brust; that auch wohl etwas mehr.

Veit kam just auch des Weges her:
„Ho ho!" schrie er: „Die Mädchen zu verführen,
„Steht das wohl einem Pfarrer an?" —

Kunz macht sein Amtsgesicht, und spricht: „Ihr grober Mann!
„Wer will das Mädchen denn verführen?
„Ich will ja nur mein Kirchspiel visitiren!"

Der

O Vernunft, wenn wirst Du einmal auf den Thron kommen? O Ihr Lehrer, wenn werdet Ihr einmal anfangen, Eure Zöglinge zweckmäßiger zu behandeln? Wenn wird man einmal aufhören, ihre Köpfe gerade in den Jahren, in welchen die Einbildungskraft am thätigsten, und die ersten Eindrücke die stärksten sind, mit transcendentellen Begriffen anzupfropfen, von denen man selbst nichts versteht, und sie dadurch gegen alles was gesunde Vernunft heißt, mißtrauisch zu machen? Wenn wird man einmal aufhören, ihnen vorzusagen, daß sie sich durch Glauben ewig glücklich machen können? Da sie so wohlfeilen Preises, auf so bequeme Art glücklich werden können, wer kann es ihnen denn verargen, wenn sie Zeit ihres Lebens nicht an das Handeln denken?

Wenn wird man einmal anfangen einzusehen, daß ein einziger moralischer Grundsaz, ein einziger gesunder Begriff über seine Verhältnisse gegen die Welt, dem Jünglinge hundert und tausend und Millionenmale heilsamer und nüzlicher ist, und ewig seyn wird, als alle Dogmen aller Concilien des Universums zusammen genommen?

Ein reichhaltiges Kapitel, über das noch sehr viel zu sagen wär! Aber ich will lieber aufhören, denn ich habe ohnehin für unsre Zeloten schon viel zu viel gesagt, und Kinder soll man nicht ärgern, wenn es auch hundertmal große Kinder sind.

Die Fortsezzung der Dachkammern ein andermal.

Die Kirchenvisitation.

Der Pastor Kunz traf jüngst Veits Hannchen
auf der Wiese;
Sie war nicht spröde, er verliebt,
Und — wie ein Wort das andre giebt —
Er drückt' ihr ein'ge heiße Küsse
Auf Mund und Brust; that auch wohl etwas
mehr.

Veit kam just auch des Weges her:
„Ho ho!" schrie er: „Die Mädchen zu verführen,
„Steht das wohl einem Pfarrer an?" —

Kunz macht sein Amtsgesicht, und spricht:
„Ihr grober Mann!
„Wer will das Mädchen denn verführen?
„Ich will ja nur mein Kirchspiel visitiren!"

Der

Der Mann, die Frau, und der Nachbar.

Nach dem Französischen des Dufreny *).

Der Nachbar.

Kunzens Weib ist schon ein Bissen,
Der mir in die Nase sticht;
Eines nur thut mich verdrießen:
Sie schläft immer, er fast nicht.
Ob's mein alter Wein nicht zwinget?
Will doch sehn, ob diese Nacht
Er ihn nicht zum Schlafen bringet,
Und sein Weibchen munter macht.

I.

Ma voisine est tres jolie,
Mais ce qui me deplait fort:
Elle est toujour endormie,
Son Mari jamais ne dort.
Quand leur humeur me chagrine,
J'apporte chez eux d'un vin,
Qui reveille la voisine,
Et fait dormir le voisin.

Der

*) Im Double Veuvage.

Der Mann zu seiner Frau.

Unser Nachbar schwazt mir immer
Gar zu viel von seinem Wein!
Ja, der Fuchs hält mich für dümmer
Als ich bin! Laß du's nur seyn!
Spröde darfst du dich nicht stellen! —
Indeß er schön mit dir thut,
Trink' ich — Füchse muß man prellen —
Ihn um all' sein Hab' und Gut.

Die Frau.

Liebes Männchen, mit Vergnügen
Folg' ich sonst in allem dir,

II.

Mon voisin me dit sans cesse,
Qu'il me veut fournir de vin;
Je connais bien sa finesse,
Mais je suis encore plus fin.
Fais semblant d'etre facile,
Je ferai semblant de rien:
Pendant qu'il fera le gile
Je lui boirai tout son bien.

III.

Mon mari, je suis fort sage,
Mais mon coeur simple et benin

Doch

Doch den Nachbar zu betrügen,
Ach! Das fordre nicht von mir!
Es wär wider mein Gewissen,
Dich umsonst tractirt zu sehn:
Wenn du trinkst, so werd' ich müssen
Zu der Zeche mich verstehn.

N'aura jamais le courage
De tromper un bon voisin:
Si il faisait la depense
D'apporter du vin chez nous,
Je croirai en conscience
Devoir le payer pour vous.

Eine

Eine Erzählung,

aus welcher jeder machen kann was er will.

Einer meiner Freunde hatte vor'm Jahre in — ich könnte die Provinz nennen, wenn ich wollte, aber ich habe vor der Hand noch eine Ursache, warum ich es nicht thue — ein Landgut gekauft, und mich zu wiederholten Malen gebeten, ich möchte ihn doch dort besuchen. Endlich fand sich eine Gelegenheit und Zeit: ich reiste also hin.

Ich fand eine zahlreiche Gesellschaft bey ihm. Es waren theils Bekannte von mir, theils Leute aus einem kleinen benachbarten Städtchen, die ich nicht kannte. Aber auf dem Lande wird man ja bald bekannt.

Was mir sogleich bey meiner Ankunft auffiel, war die außerordentlich schlechte Wohnung des Gutsbesizzers. Es war ein altes zusammen geflicktes und gesticktes Haus, welches ursprünglich zum Absteigequartier des Gerichtshalters bestimmt war,

und also auch nur aus der großen Gerichtsstube und einem Wohnzimmer bestanden hatte. Weil es nun aber auch die Dienste eines Herrnhauses verrichten mußte, so war man bedacht gewesen, einige Dachkammern, einen Holzstall und einen Wagenschuppen zum Rang der Zimmer zu erheben, und alles in diesem Hause war so winklich, so finster und so gebrechlich, daß mir wirklich für die Nacht bange wurde, die ich darin zubringen sollte.

„Aber,“ sagte ich zu meinem Freunde, nachdem die ersten Bewillkommungs-Complimente vorbey waren, „sage mir in aller Welt, wie kömmts, daß ein so großes schönes Gut ein so elendes Herrnhaus hat?“

„O,“ antwortete er lächelnd, „ich habe ein sehr schönes!“

Bey diesen Worten führte er mich an ein Hinterfenster, und zeigte mir ein Haus, eben nicht ungeheuer groß, aber in einem sehr eleganten Style gebaut, das mit einem Graben und Terrassen eingefaßt war, und ohngefähr zwey hundert Schritte von der Baracke, in der wir waren, ablag.

„Und warum beziehst du es nicht?“

„Ja,

„Ja, lieber Freund, das ists eben, was mich in eine gewaltige Verlegenheit sezt! Es kann nicht bewohnt werden.“

„Wie so? Ists nicht ausgebaut?“

„O ja, recht schön ausgebaut. Die schönsten Zimmer, die herrlichsten Meublen, die man sich nur wünschen kann; aber es leidet keinen Menschen über Nacht darin.“

Ich konnte mich nicht enthalten, über diese Worte in ein lautes Lachen auszubrechen. Der Pfarrer des Orts, ein guter, ehrlicher, frommer Mann, der gerade Geist genug hatte, um aus voller Ueberzeugung an Geister glauben zu können, und der um keinen Preis der Welt auch nur das Schwanzspizchen des allerkleinsten Teufelchens in der ganzen Hölle würde hergegeben haben, hatte sich hinter uns gestellt.

„Lachen Sie nicht,“ sagte er zu mir mit seinem frommen Amtsgesichte; „die Sache ist unwidersprechlich wahr. Ich bin jezt in's sieben und zwanzigste Jahr Pfarrer hier, und in dieser Zeit ist der Versuch wohl funfzigmal gemacht worden, und immer mit demselben Erfolge.“

„Aber was thut es einem denn?“

„Es neckt und foppt und hudelt einen, daß man's nicht aushalten kann. Ohne blaue Flecken und Beulen kömmt man schlechterdings nicht weg.“

„Aber es bringt doch niemanden um?“

„Nein, davon giebts, Gott sey Dank, bis jezt noch kein Beyspiel.“

Hier wurde das Gespräch allgemeiner. Die aus dem benachbarten Städtchen bestätigten was der Pfarrer sagte, und erzählten die abentheuerlichsten Geschichten von diesem Hause.

In seiner jezzigen Gestalt stand es erst seit etlichen und vierzig Jahren. Vorher war ein uraltes Schloß auf eben der Stelle. Die Gräfin V*, die Gemahlin des damaligen Besizzers, eine Dame, die, wie ihr noch einige Alte im Dorfe das Zeugniß gaben, eine wahre Xantippe, und die Qual und das Schrecken ihres Gatten, so wie aller ihrer Unterthanen war, starb, und verordnete auf ihrem Todbette, daß ihr Leichnam nicht in die Familiengruft, sondern in ein gewisses Zimmer des Schlosses, welches von jeher ihr Lieblingsaufenthalt gewesen war, beygesezt, und dieses Zimmer

alsdann vermauert werden sollte. Ihr Gemahl, den sie in ihrem Leben so ziemlich an den Gehorsam gewöhnt hatte, gehorchte ihr auch nach ihrem Tode aufs pünktlichste. Erst ein ganzes Jahr darauf nahm er sich ohne ihre Erlaubniß die unschuldige Freyheit, wieder zu heirathen. Sonderbar genug machte seine verstorbene Gemahlin keine böse Miene dazu. Wie friedfertig der Tod die zänkischen Weiber macht! Aber nur Geduld! Das ärgste kömmt noch! Nur nicht vor der Zeit gefrohlockt!

Unglücklicher Weise war die neue Gräfin V* eine abgesagte Feindin von alten Schlössern, und eine leidenschaftliche Freundin vom Bauen. Sie lag ihrem Gemahl unaufhörlich in den Ohren, er sollte das alte winklige Nest abbrechen, und ein neues Herrnhaus an dessen Stelle bauen. Der Herr Gemahl sträubte sich, und jezt versuchte sie, was sie mit ihren Nerven ausrichten könnte, da die guten Worte nichts helfen wollten. Sie bekam Verzuckungen, so wie sie den Fuß in das alte Schloß sezte. Die erste Schwangerschaft kam dazu, und nun konnte der Graf nicht mehr widerstehn.

Theil gehabt, oder er wußte sich heraus zu reden, genug man tastete seine Freyheit nicht an, sondern begnügte sich damit, ihn aus der Stadt zu verweisen.

Er beging die Unbesonnenheit, unter einem angenommenen Namen wieder hierher zu kommen, und quartierte sich in mir ein. Einige seiner Gläubiger, die er unverantwortlich betrogen hatte, entdeckten ihn, zeigten seinen geheimen Aufenthalt bey Gericht an, und wirkten einen Verhaftsbefehl gegen ihn aus, der diesen Morgen sollte vollzogen werden.

Ich weiß nicht, auf welche Art Bergau davon Wind bekam. Er sah das Schicksal voraus, das ihm nothwendiger Weise treffen mußte. Als ein muthwilliger Bankeruttierer, wie er doch evident war, hatte er nichts besseres zu erwarten, als langwierige, vielleicht gar ewige harte Gefängnißstrafe.

Eine Viertelstunde, ehe die Wache kam ihn abzuholen, stürzte er sich in den Strom.

Was war es, das unsern Bergau unglücklich machte? Waren es die Umstände? Nein, die Erziehung war es! Bergaus Eltern hatten wirklich

sich alles an ihn gewandt. Sie hielten ihm vom vierten Jahre an einen Hofmeister, der ein sehr frommer Mensch, ein sehr guter Christ war; das Zeugniß gaben ihm Bergaus Tanten und Großtanten: und die mußten sich doch wohl darauf verstehn, was ein frommer Mensch, ein guter Christ war? Er war's aber auch wirklich, und machte aus seinem Zögling auch einen recht frommen Knaben, und dieser befand sich sehr wohl dabey, weil er zu bequem war, seinen Kopf anzustrengen. Er ging fleißig mit seinem Lehrer in die Kirche, wußte den Catechismus auf den Nagel auswendig, und hatte alle Anlage zu einem recht fleißigen Bether, denn mit seinem Abendsegen schläferte er richtig alle Abende die ganze Familie ein, und über seinem Tischgebeth, so geschwind er es auch herschnapperte, bekamen die Gäste seines Vaters gewöhnlich die Suppe eißkalt zu essen.

Und gleichwohl wurde in der Folge so ein nichtswürdiger Bube aus ihm?

Ja, die böse, böse Verführung! —

Nein, es war nicht die Verführung, es war die Erziehung, die ihn dazu machte!

O Vernunft, wenn wirst Du einmal auf den Thron kommen? O Ihr Lehrer, wenn werdet Ihr einmal anfangen, Eure Zöglinge zweckmäßiger zu behandeln? Wenn wird man einmal aufhören, ihre Köpfe gerade in den Jahren, in welchen die Einbildungskraft am thätigsten, und die ersten Eindrücke die stärksten sind, mit transcendentellen Begriffen anzupfropfen, von denen man selbst nichts versteht, und sie dadurch gegen alles was gesunde Vernunft heißt, mißtrauisch zu machen? Wenn wird man einmal aufhören, ihnen vorzusagen, daß sie sich durch Glauben ewig glücklich machen können? Da sie so wohlfeilen Preises, auf so bequeme Art glücklich werden können, wer kann es ihnen denn verargen, wenn sie Zeit ihres Lebens nicht an das Handeln denken?

Wenn wird man einmal anfangen einzusehen, daß ein einziger moralischer Grundsaz, ein einziger gesunder Begriff über seine Verhältnisse gegen die Welt, dem Jünglinge hundert und tausend und Millionenmale heilsamer und nüzlicher ist, und ewig seyn wird, als alle Dogmen aller Concilien des Universums zusammen genommen?

Ein

Ein reichhaltiges Kapitel, über das noch sehr viel zu sagen wär! Aber ich will lieber aufhören, denn ich habe ohnehin für unsre Zeloten schon viel zu viel gesagt, und Kinder soll man nicht ärgern, wenn es auch hundertmal große Kinder sind.

Die Fortsezzung der Dachkammern ein andermal.

Die Kirchenvisitation.

Der Pastor Kunz traf jüngst Veits Hannchen auf der Wiese;
Sie war nicht spröde, er verliebt,
Und — wie ein Wort das andre giebt —
Er drückt' ihr ein'ge heiße Küsse
Auf Mund und Brust; that auch wohl etwas mehr.

Veit kam just auch des Weges her:
„Ho ho!“ schrie er: „Die Mädchen zu verführen,
„Steht das wohl einem Pfarrer an?“ —

Kunz macht sein Amtsgesicht, und spricht: „Ihr grober Mann!
„Wer will das Mädchen denn verführen?
„Ich will ja nur mein Kirchspiel visitiren!“

Der

O Vernunft, wenn wirst Du einmal auf den Thron kommen? O Ihr Lehrer, wenn werdet Ihr einmal anfangen, Eure Zöglinge zweckmäßiger zu behandeln? Wenn wird man einmal aufhören, ihre Köpfe gerade in den Jahren, in welchen die Einbildungskraft am thätigsten, und die ersten Eindrücke die stärksten sind, mit transcendentellen Begriffen anzupfropfen, von denen man selbst nichts versteht, und sie dadurch gegen alles was gesunde Vernunft heißt, mißtrauisch zu machen? Wenn wird man einmal aufhören, ihnen vorzusagen, daß sie sich durch Glauben ewig glücklich machen können? Da sie so wohlfeilen Preises, auf so bequeme Art glücklich werden können, wer kann es ihnen denn verargen, wenn sie Zeit ihres Lebens nicht an das Handeln denken?

Wenn wird man einmal anfangen einzusehen, daß ein einziger moralischer Grundsaz, ein einziger gesunder Begriff über seine Verhältnisse gegen die Welt, dem Jünglinge hundert und tausend und Millionenmale heilsamer und nüzlicher ist, und ewig seyn wird, als alle Dogmen aller Concilien des Universums zusammen genommen?

Ein

Ein reichhaltiges Kapitel, über das noch sehr viel zu sagen wär! Aber ich will lieber aufhören, denn ich habe ohnehin für unsre Zeloten schon viel zu viel gesagt, und Kinder soll man nicht ärgern, wenn es auch hundertmal große Kinder sind.

Die Fortsezzung der Dachkammern ein andermal.

Die Kirchenvisitation.

Der Pastor Kunz traf jüngst Veits Hannchen auf der Wiese;
Sie war nicht spröde, er verliebt,
Und — wie ein Wort das andre giebt —
Er drückt' ihr ein'ge heiße Küsse
Auf Mund und Brust; that auch wohl etwas mehr.

Veit kam just auch des Weges her:
„Ho ho!" schrie er: „Die Mädchen zu verführen,
„Steht das wohl einem Pfarrer an?" —

Kunz macht sein Amtsgesicht, und spricht: „Ihr grober Mann!
„Wer will das Mädchen denn verführen?
„Ich will ja nur mein Kirchspiel visitiren!"

Der

Der Mann, die Frau, und der Nachbar.

Nach dem Französischen des Dufreny *).

Der Nachbar.

Kunzens Weib ist schon ein Bissen,
Der mir in die Nase sticht;
Eines nur thut mich verdrießen:
Sie schläft immer, er fast nicht.
Ob's mein alter Wein nicht zwinget?
Will doch sehn, ob diese Nacht
Er ihn nicht zum Schlafen bringet,
Und sein Weibchen munter macht.

I.

Ma voisine est tres jolie,
Mais ce qui me deplait fort:
Elle est toujour endormie,
Son Mari jamais ne dort.
Quand leur humeur me chagrine,
J'apporte chez eux d'un vin,
Qui reveille la voisine,
Et fait dormir le voisin.

Der

*) Im Double Veuvage.

Der Mann zu seiner Frau.

Unser Nachbar schwazt mir immer
Gar zu viel von seinem Wein!
Ja, der Fuchs hält mich für dümmer
Als ich bin! Laß du's nur seyn!
Spröde darfst du dich nicht stellen! —
Indeß er schön mit dir thut,
Trink' ich — Füchse muß man prellen —
Ihn um all' sein Hab' und Gut.

Die Frau.

Liebes Männchen, mit Vergnügen
Folg' ich sonst in allem dir,

II.

Mon voisin me dit sans cesse,
Qu'il me veut fournir de vin;
Je connais bien sa finesse,
Mais je suis encore plus fin.
Fais semblant d'etre facile,
Je ferai semblant de rien:
Pendant qu'il fera le gile
Je lui boirai tout son bien.

III.

Mon mari, je suis fort sage,
Mais mon coeur simple et benin

Doch

Doch den Nachbar zu betrügen,
Ach! Das fordre nicht von mir!
Es wär wider mein Gewissen,
Dich umsonst tractirt zu sehn:
Wenn du trinkst, so werd' ich müssen
Zu der Zeche mich verstehn.

N'aura jamais le courage
De tromper un bon voisin:
Si il faisait la depense
D'apporter du vin chez nous,
Je croirai en conscience
Devoir le payer pour vous.

Eine

Eine Erzählung,

aus welcher jeder machen kann was er will.

Einer meiner Freunde hatte vor'm Jahre in — ich könnte die Provinz nennen, wenn ich wollte, aber ich habe vor der Hand noch eine Ursache, warum ich es nicht thue — ein Landgut gekauft, und mich zu wiederholten Malen gebeten, ich möchte ihn doch dort besuchen. Endlich fand sich eine Gelegenheit und Zeit: ich reiste also hin.

Ich fand eine zahlreiche Gesellschaft bey ihm. Es waren theils Bekannte von mir, theils Leute aus einem kleinen benachbarten Städtchen, die ich nicht kannte. Aber auf dem Lande wird man ja bald bekannt.

Was mir sogleich bey meiner Ankunft auffiel, war die außerordentlich schlechte Wohnung des Gutsbesizzers. Es war ein altes zusammen geflicktes und gesticktes Haus, welches ursprünglich zum Absteigequartier des Gerichtshalters bestimmt war,

und also auch nur aus der großen Gerichtsstube und einem Wohnzimmer bestanden hatte. Weil es nun aber auch die Dienste eines Herrnhauses verrichten mußte, so war man bedacht gewesen, einige Dachkammern, einen Holzstall und einen Wagenschuppen zum Rang der Zimmer zu erheben, und alles in diesem Hause war so winklich, so finster und so gebrechlich, daß mir wirklich für die Nacht bange wurde, die ich darin zubringen sollte.

„Aber," sagte ich zu meinem Freunde, nachdem die ersten Bewillkommungs-Complimente vorbey waren, „sage mir in aller Welt, wie kömmts, daß ein so großes schönes Gut ein so elendes Herrnhaus hat?"

„O," antwortete er lächelnd, „ich habe ein sehr schönes!"

Bey diesen Worten führte er mich an ein Hinterfenster, und zeigte mir ein Haus, eben nicht ungeheuer groß, aber in einem sehr eleganten Style gebaut, das mit einem Graben und Terrassen eingefaßt war, und ohngefähr zwey hundert Schritte von der Baracke, in der wir waren, ablag.

„Und warum beziehst du es nicht?"

„Ja,

„Ja, lieber Freund, das ists eben, was mich in eine gewaltige Verlegenheit sezt! Es kann nicht bewohnt werden."

„Wie so? Ists nicht ausgebaut?"

„O ja, recht schön ausgebaut. Die schönsten Zimmer, die herrlichsten Meublen, die man sich nur wünschen kann; aber es leidet keinen Menschen über Nacht darin."

Ich konnte mich nicht enthalten, über diese Worte in ein lautes Lachen auszubrechen. Der Pfarrer des Orts, ein guter, ehrlicher, frommer Mann, der gerade Geist genug hatte, um aus voller Ueberzeugung an Geister glauben zu können, und der um keinen Preis der Welt auch nur das Schwanzspizchen des allerkleinsten Teufelchens in der ganzen Hölle würde hergegeben haben, hatte sich hinter uns gestellt.

„Lachen Sie nicht," sagte er zu mir mit seinem frommen Amtsgesichte; „die Sache ist unwidersprechlich wahr. Ich bin jezt in's sieben und zwanzigste Jahr Pfarrer hier, und in dieser Zeit ist der Versuch wohl funfzigmal gemacht worden, und immer mit demselben Erfolge."

„Aber was thut es einem denn?“

„Es neckt und foppt und hudelt einen, daß man's nicht aushalten kann. Ohne blaue Flecken und Beulen kömmt man schlechterdings nicht weg.“

„Aber es bringt doch niemanden um?“

„Nein, davon giebts, Gott sey Dank, bis jezt noch kein Beyspiel.“

Hier wurde das Gespräch allgemeiner. Die aus dem benachbarten Städtchen bestätigten was der Pfarrer sagte, und erzählten die abentheuerlichsten Geschichten von diesem Hause.

In seiner jezzigen Gestalt stand es erst seit etlichen und vierzig Jahren. Vorher war ein uraltes Schloß auf eben der Stelle. Die Gräfin V*, die Gemahlin des damaligen Besizzers, eine Dame, die, wie ihr noch einige Alte im Dorfe das Zeugniß gaben, eine wahre Xantippe, und die Qual und das Schrecken ihres Gatten, so wie aller ihrer Unterthanen war, starb, und verordnete auf ihrem Todbette, daß ihr Leichnam nicht in die Familiengruft, sondern in ein gewisses Zimmer des Schlosses, welches von jeher ihr Lieblingsaufenthalt gewesen war, beygesezt, und dieses Zimmer

alsdann

alsdann vermauert werden sollte. Ihr Gemahl, den sie in ihrem Leben so ziemlich an den Gehorsam gewöhnt hatte, gehorchte ihr auch nach ihrem Tode aufs pünktlichste. Erst ein ganzes Jahr darauf nahm er sich ohne ihre Erlaubniß die unschuldige Freyheit, wieder zu heirathen. Sonderbar genug machte seine verstorbene Gemahlin keine böse Miene dazu. Wie friedfertig der Tod die zänkischen Weiber macht! Aber nur Geduld! Das ärgste kömmt noch! Nur nicht vor der Zeit gefrohlockt!

Unglücklicher Weise war die neue Gräfin V* eine abgesagte Feindin von alten Schlössern, und eine leidenschaftliche Freundin vom Bauen. Sie lag ihrem Gemahl unaufhörlich in den Ohren, er sollte das alte winklige Nest abbrechen, und ein neues Herrnhaus an dessen Stelle bauen. Der Herr Gemahl sträubte sich, und jezt versuchte sie, was sie mit ihren Nerven ausrichten könnte, da die guten Worte nichts helfen wollten. Sie bekam Verzuckungen, so wie sie den Fuß in das alte Schloß sezte. Die erste Schwangerschaft kam dazu, und nun konnte der Graf nicht mehr widerstehn.

Die einzige und vornehmste Schwierigkeit, die jezt noch im Wege stand, war die selige Gräfin. Diese Dame hatte einmal für alle verlangt, auf immer im alten Schlosse in ihrem Lieblingszimmer zu ruhn; und sie war ihr ganzes Leben hindurch viel zu sehr daran gewöhnt worden, ihren Willen zu haben, als daß man ihr im Tode viel trauen durfte. Der arme gute Graf war also zwischen seinen beyden Weibern in gewaltiger Verlegenheit! Indessen, eine todte Frau, und eine lebendige Frau — Nein! Die Todte mußte natürlicher Weise im Genitivo stehn! Man hielt aber mittlerweile für gut, eine Probe zu machen, wie sie sich bey ihrem Genitivo betrüge. Die vermauerten Fenster ihres Todtenzimmers wurden aufgebrochen, um zu versuchen, wie ihr die freye Luft bekäme. Die in Gott ruhende muckste nicht. Durch ganze lange vier Wochen nicht! Jezt wurde man kühner. Man erbrach die Thüren auch, und — sie bekam nicht einmal vom Luftzuge auch nur den geringsten Anfall von einem Rheumatismus, ob sie gleich erst ins dritte Jahr todt war.

Nun war keine Bedenklichkeit weiter. Man nahm ihren Sarg, und ließ sie — jedoch nach

vorher gegangener priesterlicher Einsegnung, denn ein heiliger Segen kann wenigstens nichts schaden, wenn er auch nichts helfen sollte — ganz sanft in die Familiengruft beysezzen. In sechs oder acht Wochen war das alte feste Schloß abgebrochen, und innerhalb einem Jahr stand das jezzige da! Welche Freude für die junge Gräfin! Sie gab ein solennes Einzugsfest, zu welchem sie alle ihre Bekannte und Verwandte einlud. Aber welcher Schreck für die Gäste! Sie saßen eben bey Tisch, und thaten ihr möglichstes, sich dem neuen Schloß und dessen Erbauerin zu Ehren die Mägen zu verderben, als auf einmal Tafel und alles durch unsichtbare Hände über den Haufen geworfen wurde! Da lag ein Fürst und rieb sich den durchlauchtigen Hindern, auf den er ziemlich unsanft gefallen war; dort wälzte sich eine Excellenz herum, und fühlte, ob ihr Brustbein noch ganz wär; hier stand eine Landfräulein erschrocken von der Erde auf, und wischte mit der Serviette an ihrem großmütterlichen Gallakleide herum, auf das ihr die Sauce von der Fricassee, die sie eben hatte verzehren wollen, gefallen war, und dort keuchte eine dicke geheime Räthin unter der Last ihres Leibhusaren, der dießmal nicht mit dem gehörigen Anstand und

schuldigen Behutsamkeit auf ihren theuern Leichnam gefallen war.

Man denke, wie sich alles flüchtete! Wie alles eilte, aus dem besessenen Schlosse zu kommen! So wie es leer war, wurde es ruhig. Alles, Tische, Stühle, Gefäße, kurz alle Geräthschaften blieben an ihrer Stelle. Man lauschte und horchte an den Thüren, man kletterte auf die benachbarten Bäume, um in die Fenster sehn zu können, und nirgends die geringste Unordnung; nirgends das mindeste Getöse. Die beherztesten von den Männern wagten sich endlich wieder hinein. So lange sie bloß herumgingen, oder standen, geschah ihnen kein Leid. Sie wurden endlich so kühn, sich an einen Schenktisch zu sezzen, der noch in der Ravage verschont geblieben war, und kaum hatten sie Posto gefaßt, so ging das Getöse von neuem an. Ehe sie sichs versahen, lagen sie der Länge lang einer in dem Winkel, der andre in jenem, und Gläser und Flaschen mit ihnen. Neues Schrecken, neue Beulen und Contusionen, und neue Flucht! Die Gesellschaft sah sich genöthigt, die Nacht theils im Wirthshause, theils beym Pfarrer zuzubringen.

Man

Man stellte seitdem noch vielfältige Versuche an, im Schlosse festen Fuß zu fassen, aber alle liefen gleich unglücklich ab, so daß man je länger je mehr von der Unmöglichkeit überzeugt wurde, es jemals bewohnen zu können.

Das war ohngefähr das Wesentlichste dieser Erzählungen. Der jezzige Oekonomie-Inspektor, der damals als Kornschreiber diesem Einweihungsfeste persönlich beygewohnt hatte, versicherte uns, daß er die Beulen und blauen Flecken von dieser Feyerlichkeit über Jahr und Tag gehabt hätte.

„Wenn noch jemand mit mir seyn wollte," sagte ich, „so möchte ich wohl den Versuch machen, ob es nicht möglich ist, eine Nacht im Schlosse zuzubringen. Aber allein mag ich das Abentheuer doch nicht bestehn, denn vier Augen sehen immer mehr als zwey, und man bemerkt ruhiger und gefaßter, wenn man jemanden bey sich hat, auf den man sich verlassen kann."

Ein einstimmiges: „Thun Sie das nicht! Um Gotteswillen nicht!" erscholl von der ganzen Gesellschaft, einen einzigen Officier ausgenommen, der sich auf meine Seite schlug.

„Wenns Ihr Ernst ist, ich bin dabey!“ sagte er.

Ich schlug ein, und wir ließen uns alles Zuredens ohnerachtet nicht von unserm Vorsazze abbringen. Indessen daß man Anstalten zum Abendessen machte, beschlossen wir eine vorläufige Untersuchung des Schlosses vorzunehmen. Es war noch heller Tag, und die Gesellschaft begleitete uns bis an das Schloßthor; weiter wollte sich aber niemand mit wagen, den Reitknecht des Officiers ausgenommen, der uns mit Zittern und Zagen mit zwey brennenden Windlichtern folgte, weil wir damit anfingen, alle Keller und unterirdische Gewölbe zu durchsuchen. Wir brachten über zwey Stunden zu. Da war keine Thüre die wir nicht öffneten; kein Winkel den wir nicht durchkrochen; keine Mauer die wir nicht aufs sorgfältigste befühlten und untersuchten, und das vom untersten Keller an bis zum obersten Boden. Alles war in der besten Ordnung, alles ruhig, nichts das unsre Aufmerksamkeit gereizt, oder uns nur den geringsten Verdacht beygebracht hätte.

Wir kehrten endlich zurück, und erstatteten der übrigen Gesellschaft Bericht. Ein Oberamtsrath

war

war der Einzige, dem dieser Bericht den Muth einflößte, uns für diese Nacht seine Gesellschaft anzubiethen. Er würde uns auch gewiß Wort gehalten haben, wenn nicht seine baumstarke himmellange Frau Gemahlin ein sehr ausdrückliches und bündiges Untersagungsedikt publicirt hätte; und die gute Dame sah auch wirklich aus, als ob sie fest entschlossen sey, in ihre Rechte, ihrem Manne Beulen und blaue Flecken zu schlagen, von keinem andern Poltergeiste der Welt einen Eingriff zu dulden.

Der Officier und ich traten also gleich nach dem Abendessen unsern Weg allein an, denn der Reitknecht traute, trotz dem was er schon gesehen hatte, dem Landfrieden doch nicht recht.

Der Officier nahm seinen bloßen Degen unter den Arm, und ich hatte zwey geladene Pistolen in der Tasche.

„Wir müssen die Thüre sorgfältig verschließen,“ sagte er, „damit sich nicht etwa jemand auf unsere Kosten einen Spaß macht. Ich werde das Amt des Schließers über mich nehmen.“

Dem

Dem zufolge war er noch damit beschäftigt, das große Schloß des Vorsaals zu verschließen und zu verriegeln, und weil ich dabey nichts zu thun hatte, ging ich indessen voraus in den großen Mittelsaal, stellte mein Licht auf einen Tisch, und trat an ein Fenster, weil der Mond so schön schien. Der Officier kam mir nach.

„Warum sezzen Sie denn Ihr Licht auf den Boden?“ fragte er noch unter der Thür; „es sind ja Tische genug da.“

„Auf den Boden?“ fragte ich voller Verwunderung, und drehte mich herum.

Mein Licht stand mitten im Zimmer. Mein Gefährte hatte indessen das seinige auf eben den Tisch gestellt, und man stelle sich unsre beyderseitige Verwunderung vor, als vor unsern sehenden Augen auch sein Licht, wie von einer unsichtbaren Hand getragen, vom Tisch weg und neben das meinige hinspazierte. Wir sahen einander stillschweigend an, denn keiner von uns war vor Erstaunen fähig einen Laut von sich zu geben.

Stillschweigend fuhr ich in die Tasche, zog eine Flasche Wein heraus, die mir unser Wirth mitgegeben

geben hatte, und stellte sie auf den Tisch. Kaum hatte ich die Hand zurück gezogen, so hatte die Flasche mit den Leuchtern einerley Schicksal.

„Sonderbar! Sehr sonderbar!“ sagte ich.

„Sehr sonderbar!“ wiederholte der Officier.

„Wie, wenn wirs mit einem andern Tische probierten?“ fuhr ich fort, und nahm das eine Licht und die Flasche.

„Das können wir ja,“ sagte der Officier, nahm das andre Licht, stellte es auf den gegenüber stehenden Tisch, und legte seinen bloßen Degen daneben. Ich that mit meinem Lichte und der Flasche dasselbe.

Wir standen wohl fünf Minuten dabey, und alles blieb in seiner Ordnung.

„Dieser Tisch ist toleranter,“ sagte der Officier, und er hatte kaum ausgeredet, so flog sein Degen über meinen Kopf weg, bis in ein Nebenzimmer hinein, dessen Thür offen stand, und beyde Lichter nebst der Flasche schwebten bey uns vorbey bis mitten ins Zimmer auf den Fußboden, wo sie vorher gestanden hatten.

Der natürlichste Einfall, den wir in unsrer Lage haben konnten, war der, unser Heil in einem andern Zimmer zu versuchen. Wir nahmen unsre Leuchter und die Flasche, und schlugen unser Lager in einem niedlich möblirten Eckcabinett auf. Hier waren zu unsrer großen Freude die Tische höflicher: sie litten unsre Effekten. Wir sezten uns nieder, und fingen an ein Glas Wein zu trinken, und außer einigen kleinen fast unmerklichen Erschütterungen, die wir an den Stühlen verspürten auf denen wir saßen, stieß uns wohl über eine gute Stunde lang nicht das geringste zu.

Unsre Flasche war endlich aus, und da es schon ziemlich spät wurde, so beschlossen wir, uns niederzulegen. Ein paar sehr schöne und sehr weich gepolsterte Sopha's, die in unserm Cabinette einander gegenüber standen, waren es, die wir zu unsern Lagerstätten wählten.

Wir löschten das eine Licht aus, stellten das andre mitten ins Zimmer zwischen uns auf den Fußboden, weil wir doch dem Tische nicht recht trauten, und legten uns nieder, mehr um auszuruhen als um zu schlafen, denn wir nahmen uns vor,

alles recht genau zu beobachten, was mit uns oder um uns her vorging.

Ich war der erste auf meinem Sopha, und ich war eben dran, mich auszustrecken und recht bequem zu legen, als ich auf einmal einen solchen Preller bekam, daß ich fast eine halbe Elle hoch, und dann mitten ins Zimmer flach auf den Boden hinflog. Doch muß ich sagen, daß ich mehr darüber erschrak als Schmerzen fühlte.

Der Officier, der sich während dieses Manövres eben auch niedergelegt hatte, machte voller Erstaunen einen erschrecklich langen Hals auf mich herüber; ehe er aber noch im Stande war einen Laut von sich zu geben, ging es ihm gerade so wie mir.

Man stelle sich uns beyde vor, wie wir da neben einander ohne unser Zuthun der Länge nach auf der Erde liegen, die Nase des Einen dicht an der Nase des Andern, die Augen des Einen starr auf die Augen des Andern gerichtet. Wie wir in Einem Moment beyde den Mund öffnen, um einander zu fragen: „Wie ging das zu?“ und ihn in eben dem Moment wieder schließen, weil uns einfällt, daß doch keiner durch die Antwort des Andern um ein Haar breit klüger werden kann.

Eben

Eben erscholl ein großes Geschrey und Gelächter unten auf dem Schloßplaz; wir beschleunigten also unsre Auferstehung.

Die Fortsezzung folgt.

Wilhelmine,

oder

die wächserne Nase.

Wilhelmine hatte ihr achtzehntes Jahr erreicht: das heißt, das Alter, in welchem die Reize eines Mädchen in ihrer vollen Blüthe stehn — wenn es Reize hat, versteht sich; und Wilhelmine besaß wirklich welche. Sie war noch mehr: sie war im ganzen Verstande des Worts eine vollkommene Schönheit. Die jungen Herrn der Stadt, worin sie lebte, empfanden das wohl. Bewährten Nachrichten zufolge fing ihr Gehirn schon an zu rauchen, so wie sie sich Wilhelminen nur auf zehn Schritte näherten, und es giebt noch dort alte Leute, welche sichs sehr gut erinnern zu können behaupten,

daß

daß sie den Brand wirklich gerochen haben. — Ich weiß nicht welcher große Anatomiker es war, der die Beobachtung machte, daß in den Hirnkästen der Stuzzer nichts als Wasser enthalten wär. Die Theorie des gelehrten Mannes widersprach also den Erfahrungen dieser alten Leute geradezu. Ich möchte es um alles in der Welt willen nicht auf mich nehmen, diesen Widerspruch zu unterstüzzen, denn der Himmel bewahre mich, daß ich mit irgend einem Anatomiker aller vier Welttheile in Streit kommen sollte! Gleichwohl, wie wär dem Uebel wohl abzuhelfen? So, denk' ich: Der Glanz von Wilhelminens Schönheit reflektirte sich auf den Oberflächen dieser Wasserbehälter, so wie sich die Sonne auf der Oberfläche irgend eines stehenden Wassers reflektirt. Der Rauch, den die guten alten Leute aufsteigen sahen, war also nichts als Dünste, aufgelöste Wassertheilchen. — „Sie rochen doch aber den Brand?“ — Je nun, was den Geruch betrift, den müssen sie schon diesmal daran geben: und es ist ja nicht das erstemal, daß ein Gelehrter den Layen einen Sinn abräsonnirt. Ein oder ein paar Sinne mehr oder weniger will auch am Ende nicht viel sagen. Es soll einmal ein Zeitalter gewesen seyn, — denn heut zu

Tage geschieht so etwas nicht mehr — wo die Doktoren in Schwarz den Nichtdoktoren in Bunt gar die Vernunft abdemonstrirten. Machen wir also um den Einen Sinn weiter keine großen Umstände. Es giebt ja so viele ehrwürdige Herrn, welche kaum drey Sinne haben, und nichts desto weniger recht sehr gut leben!

Dem sey wie ihm wolle: so viel ist und bleibt wahr, daß Wilhelmine ihre Anbether nach Legionen zählte. Es verging keine Nacht, in welcher nicht wenigstens funfzig Serenaten zu ihrem Preise erschollen, und kein Tag, an welchem nicht in dem unsäglichen Gedränge von Herissons und gestickten Kleidern unter ihrem Fenster einer halb todt gedrückt, und ohne Puder und Sinne vom Wahlplazze getragen wurde. Sie stand auf allen Listen der Modegöttinnen oben an; und das will wahrhaftig viel sagen, wenn man bedenkt, was das für ein Pfuscher von einem modernen Adonis seyn muß, der auf seiner Liste nicht wenigstens einige Duzzend Göttinnen mehr zählt, als alle Mythologien aller alten Völker zusammen genommen.

Wilhelmine hatte glücklicher Weise zu viel Verstand, um sich von allen diesen Huldigungen blenden

zu lassen. Sie fühlte, daß sie zwar ein hübsches Mädchen, aber doch nur ein Mädchen wär, und traute keinem ihrer Anbether Credit genug im Olymp zu, um ihre Göttlichkeit im obern Rathe durchsezzen zu können. Sie überblickte diese Herrn mit mitleidigem Lächeln, und bewunderte die Mühe, die sie sich gaben, sich in den Augen aller vernünftigen Menschen lächerlich zu machen, ohne ihnen diese Mühe im geringsten Dank zu wissen, und noch weniger, sie ihnen belohnen zu wollen.

Man würde indessen Wilhelminen sehr Unrecht thun, wenn man sie deswegen für unempfindlich, für gefühllos halten wollte. Nein, sie hatte ein Herz, so sanft, so theilnehmend, so feiner, inniger Eindrücke fähig! Es war von Grazien gebildet dieses Herz! —

Also ihr Körper von Cytheren, ihre Seele von Pallas, ihr Herz von den Grazien gebildet? Den Guckuck noch einmal, das muß ein Mädchen seyn.

Das glaub' ich, daß es ein Mädchen war! Jedem wackern Kerl wünsch' ich ein Weib wie Wilhelmine, und er wird gewiß zeitlebens glücklich seyn.

Cythere, Pallas und die Grazien hatten da im ganzen Ernste ein wunderschönes Stück Arbeit geliefert. Aber die guten Göttinnen mögen sich bey der Bildung eines Mädchens noch so viel Mühe geben, sie liefern in unsern Zeiten doch nur Pfuscherarbeit, wenn sich nicht Plutus der Sache ein wenig mit annimmt.

Man wird wohl merken, was ich damit meine?

Leider hat man recht gerathen! Wilhelmine hatte kein Vermögen. Ihr Vater war ein alter braver Officier, der sieben und vierzig Jahre lang mit Ehren gedient, und dem Vaterlande seine gesunden Gliedmasen für eine Pension von drey hundert Thalern verkauft hatte.

Adolph, so hieß der junge Mann, der so glücklich — fast möchte ich lieber sagen, so unglücklich war, Wilhelminen zu lieben, und von ihr wieder geliebt zu werden, war mit zwey hundert Thaler Gehalt in irgend einem Collegio angestellt; und er besaß zu viele Talente, zu viele Kenntnisse, um so bald eine Verbesserung seiner Umstände hoffen zu dürfen. Ueberdem hatte er auch nicht die geringste Protektion, und war zu ehrlich oder zu stolz sie zu suchen.

Man sieht also wohl, daß Adolph und Wilhelmine nur sehr wenig Wahrscheinlichkeit hatten, einander jemals zu besizzen, und daß man sie daher nicht im strengsten Verstande glücklich nennen konnte.

Ravestein hatte mit seinem dreyzehnten Jahre zu dienen angefangen: dreyzehn und sieben und vierzig das macht richtig gerechnet sechzig. Für einen gesunden Mann sind sechzig Jahr eigentlich kein hohes Alter; aber wenn man drey und zwanzig Blessuren, und noch dazu drey im Kopfe hat, so ists gerade eben so gut, als wär man hundert und zwanzig alt; und einem Manne von hundert und zwanzig Jahren kanns doch kein Mensch verübeln, wenn er nach gerade anfängt, ernstlich an seinen Tod zu denken.

Ravestein dachte also ernstlich auf seinen Tod; auch ermangelten seine Kopfwunden nicht ihn fleißig daran zu erinnern, wenn ihm in der Zerstreuung etwa ein andrer Gedanke durch den Kopf lief, der nicht zur Sache gehörte; und dann war bey seinen heftigen Schmerzen sein einziger Trost, daß diese Schmerzen aller Wahrscheinlichkeit nach

bald ein Ende nehmen müßten. Aber wie sehr wurde dieser Trost dem armen guten Manne vergällt, wenn ihm seine liebe Wilhelmine ins Gesicht fiel!

Wahrlich es muß ein sehr peinliches Gefühl für einen braven Kerl seyn, ein Wesen zurück lassen zu müssen, dem er die Existenz gegeben hat, ohne ihm auch die Mittel zurück lassen zu können, sich diese Existenz angenehm, oder gar nur erträglich zu machen.

Ravestein wußte um Adolphs Liebe zu Wilhelminen, er wußte auch daß Wilhelmine Adolphen gern sah; und das war kein Wunder; die beyden jungen Leute gingen ganz offen, ganz unbefangen mit einander um. Aber Ravestein war ein vernünftiger Vater. Er that als merkte er nichts, als hielt er die Neigung der beyden jungen Leute für nichts anders als Freundschaft, und brachte es dadurch dahin, daß auch sie selbst es für nichts als Freundschaft hielten, was sie an einander kettete. Er wußte wohl, daß die Liebe ein Funken sey, den der geringste widrige Wind zur vollen Flamme auffacht: und er sah es lieber, daß sie sich in seiner Gegenwart einen herzlichen Händedruck oder einen freund-

freundlichen Blick anbrachten, als wenn sie es hinter seinem Rücken gethan hätten.

Die guten unbefangenen Seelen die! Sie waren recht glücklich, daß sie einander so ungestört, so ohne allen Zwang gut seyn konnten. Und einander gut seyn, das ist ja auch im Grunde so etwas unschuldiges. Daß sie durch irgend einen Zufall auf ewig von einander getrennt werden könnten, davon hatten sie keine Idee. Sie glaubten, es müsse alles so in seinem Geleise fortgehn. Der Wunsch, einander ewig zu besizzen, wenn er auch dem einen oder der andern vielleicht ganz dunkel durch den Kopf gelaufen war, war deswegen doch noch bey keinem von beyden zum deutlichen bestimmten Verlangen geworden. Noch keinem war es eingefallen, auch nur ein Einzigesmal zum andern zu sagen: „Ich liebe Dich! Dir gehört mein Herz!" Und wozu wär auch das nöthig gewesen, da sie es einander mit jedem Augenblick konnten fühlen lassen? Wenn sich zwey Herzen so deutlich verstehn, braucht sich die Zunge gar nicht drein zu mengen, denn sie spielt dann doch nur höchstens die Rolle eines albernen Schulknabens, der eine Rede von Cicero oder eine Predigt von Zollikofer buchstabiert.

Adolph war bey der Steuer angestellt. Seine Stelle brachte es so mit sich, daß er im Jahre einmal einen gewissen Bezirk bereisen mußte, um die Cassen der Einnehmer zu revidiren. Seine Abwesenheit dauerte dann allemal gegen drey Monate. Für manche andre Verliebte wären das wenigstens drey Jahrhunderte gewesen; aber Adolph und Wilhelmine rechneten bloß nach dem Gregorianischen Kalender: für sie waren es nur drey Monate. Sie waren diese Abwesenheiten so sehr gewohnt, daß es ihnen gar nicht auffiel, wenn die Zeit heran rückte. Sie schieden ohne sonderliche Angst und Unruhe von einander, weil sie keine sonderliche Ursache vor sich sahen, warum sie sich zu bestimmter Zeit nicht gerade so wiedersehn sollten, wie sie sich verließen. Nicht daß Wilhelmine nicht etwan einmal sollte bey sich gedacht haben: „Es wär doch besser, Adolph reiste nicht!“ oder Adolph: „Es wär doch besser, Wilhelmine reiste mit!“ Nein, das nicht: aber sie erstickten diese Wünsche in der Geburt, so wie alle verständige Leute einen Wunsch ersticken, von dem ihnen die gesunde Vernunft sagt, daß er nicht erfüllt werden kann. Bey ihrem Abschied war denn ein herzliches: „Leben Sie wohl, Wilhelmine!“ „Gott begleite Sie, Adolph!“ alles, was sie sich mit

mit einem Händedruck sagten: und dabey fühlten sie gewiß mehr, als der empfindsamste Dichter bey seiner schmerzhaftesten Elegie nur immer fühlen kann. Aber dafür sagten sie sichs auch in bloßer schlechter Prosa.

Adolph war eben erst einige Tage weg, als ein gewesener Kriegskammerad, ein gewisser Major Steinau den alten Ravestein besuchte. Dieser Major Steinau war zu verschiednen malen im Avancement übergangen worden; denn der Chef des Regiments, unter dem er diente, hatte die löbliche Gewohnheit, junge unerfahrne Leute von großen Familien, deren Eltern oder Verwandte die Kunst verstanden, zur rechten Zeit einige hundert Dukaten springen zu lassen, den ältern verdienstvollern Officiers vor der Nase zu avanciren. Steinau hatte ein sehr großes Vermögen; es wär ihm ein leichtes gewesen, einige tausend springen zu lassen, aber er liebte die krummen Wege nicht. Er hielt es also fürs beste, zu quittiren, und zog sich auf seine Güter zurück, wo er seine Tage in philosophischer Gemüthsruhe verlebte.

Steinau fand also seinen alten Freund Ravestein in den traurigen Umständen, wie wir ihn wei-

ter oben gesehn haben. Ravestein schüttete sein ganzes Herz gegen seinen Freund aus.

„Wahrscheinlich habe ich nicht mehr lange zu leiden," sagte er, „und ich würde recht gern sterben, wenn ich nur Einen Stein vom Herzen hätte!"

„Und dieser Stein?" fragte Steinau.

„Ist meine Tochter! Wenn ich nur die versorgt wüßte!"

„Wenn du sonst keine Sorge hast, Brüderchen — diese nehm' ich auf mich. Gieb mir sie zum Weibe. Mein Aufenthalt auf dem Lande wird mir ohnehin zu langweilig. Zu alt bin ich, glaub' ich, auch noch nicht, denn ich werde im August erst fünf und vierzig Jahr. Ein ehrlicher Kerl bin ich, das weißt du; Geld hab' ich mehr als ich brauche: also, wenn du mich zum Schwiegersohn haben willst, so schlag ein!"

„Amen, Brüderchen! Und Gottes Segen dazu!"

Das war nun freylich ein etwas militärischer Heirathsschluß; aber eben deswegen um desto herzlicher. Ich sehe aber auch nicht ein, warum er nicht

nicht hätte von beyden Seiten herzlich seyn sollen? Der alte Ravestein kannte seinen Freund Steinau. Er wußte, daß sein Kind bey ihm in jeder Rücksicht gut versorgt seyn würde. Und Steinau — Verliebt in Wilhelminen war er eigentlich nicht; dazu war er schon zu sehr Mann. Aber er war dießmal wirklich in die Stadt gekommen, um sich ein braves Mädchen zum Weibe aufzusuchen; denn er war seinen ledigen Stand recht herzlich überdrüssig, und fühlte mit jedem Tage mehr, daß er eine Haushälterin und Freundin brauchte. Geld hatte er genug, auf das durfte er also bey seiner Wahl nicht sehen. Wilhelmine war schön; er kannte den alten Ravestein zu gut, um nicht gewiß zu wissen, daß er seiner Tochter die bestmöglichste Erziehung gegeben habe. Und ein schönes wohlerzogenes Mädchen zu heirathen, ich sehe gar nicht ein, warum man in Steinaus Lage seinem Freunde nicht diesen Gefallen thun soll, zumal wenn man sich noch obendrein dadurch eine Stufe in den Himmel bauen kann?

Wilhelmine war bey diesem Gespräch nicht im Zimmer. Der alte Ravestein war ein großer Freund vom Ueberrumpeln, wie alle alte Soldaten.

Er ließ also seine Tochter rufen, und stellte ihr den Major Steinau ohne alle Umstände als ihren Bräutigam und seinen künftigen Schwiegersohn vor. Im Grunde war das nicht übel gemacht; denn in gewissen Fällen ists am besten, wenn man thut als vermuthe man vom Gegentheile gar keine Einwendung, denn darüber vergißt der Gegentheil oft, daß er welche zu machen hat, weil er außer Fassung gebracht ist.

Die arme Wilhelmine war so betroffen, daß sie kein Wort herausbringen konnte. Kaum daß sie eine Verbeugung machen konnte, die zwar freylich die Kritik des tolerantesten Tanzmeisters nicht würde ausgehalten haben: aber in ihren Umständen konnte man sie nicht besser verlangen. Ihre Knie bebten, sie mußte sich an einen Stuhl anhalten, um nicht zu fallen, und sie ergriff den ersten besten Vorwand, um mit Anstand so bald als möglich aus ihres Vaters Zimmer auf das ihrige zu kommen.

Wenn ich meine Heldin recht kenne — und Standes und Berufs halber muß ich doch wohl ein wenig mehr von ihr wissen, als jeder andrer, da ichs bin, der ihre Geschichte schreibe — so war es nicht

nicht bloß der Gedanke, ihren Adolph zu verlieren, denn auf dessen Besiz hatte sie sich ja bis jezt noch keine rechte Rechnung gemacht; sondern es war der Gedanke, den Major Steinau zum Manne zu haben, der in diesem Augenblick so heftig auf sie wirkte.

Dieser Major Steinau war zwar, wie wir schon gehört haben, ein sehr wackrer braver Mann; dagegen kann die Verläumdung selbst nichts einwenden; aber kann man es einem jungen feurigen Mädchen wohl verdenken, wenn sie einen Mann haben will, der noch etwas mehr ist, als wacker und brav? Er war noch nicht zu alt, wie wir auch schon wissen: das hätte sie ihm allenfalls zu gute gehalten. Und seine Figur, — je nun, gegen die war eigentlich auch nichts zu sagen. Im Gegentheil, man konnte ihn mehr einen schönen Mann, als einen häßlichen Mann nennen. Sein Gesicht — ja, da steckts eben! Das hatte einen Defekt, der sich durch Tonnen Goldes nicht ersezzen ließ, besonders in den Augen eines Mädchens.

Ich wills nur lieber gerade heraus sagen, wie es ist, denn meine schönen Leserinnen möchten es

sonst

sonst von jemand anderm erfahren, und am Ende hieß es, ich sey nicht ganz aufrichtig gewesen.

Er hatte in der vorlezten Campagne in einem hizzigen Gefecht ein ansehnliches Stück von seiner Nase eingebüßt. Freylich hatte er den unhöflichen Husaren, der ihm dieses Freundschaftsstückchen erzeigte, dafür ohne Umstände vom Pferde herunter gehauen. Aber was half das? Er bekam doch dadurch nicht eines Strohhalms breit von seiner Nase zurück.

Nun weiß man wohl, daß die braven Soldaten viel lieber eine Wunde im Gesicht haben, und wenns auch noch so eine große Wunde wär, als eine auf dem Rücken; und ich habe selbst sehr hübsche Weiber und Mädchen gekannt, denen ihre Männer und Liebhaber durch eine mit Ehren erhaltene Narbe auf dem Backen oder auf der Stirne nur noch lieber wurden. Aber man denke nur, ein Bräutigam mit einer halben Nase! Nein wahrhaftig, es ist einem Mädchen nicht zu verdenken, wenn sie den Defekt ein wenig zu merklich findet.

Zwar suchte der gute Major den Abgang durch eine Ergänzung von Wachs zu ersezzen, und man

muß

muß dem Künstler der sie ihm verfertigt hatte, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Natur ziemlich natürlich nachgemacht hatte. Aber mein Gott! Man weiß ja wohl, in wie fern sich ein Mädchen in dergleichen Fällen durch die Kunst hintergehn läßt! Ich fordre den geschicktesten Künstler heraus, er soll seine schönste wächserne Nase gegen eine fleischerne halten, und wenn das ungeschickteste Mädchen den Unterschied nicht entdeckt, so will ich meine eigne Nase darum geben. O was das betrift, da ist ein Mädchen gewiß nicht zu betrügen.

Ein Thränenstrom ist und bleibt bey Herzensbeklemmungen immer ein Laudanum für die Mädchen, das ihnen weit sicherer und weit schneller hilft, als alle verdünnende Getränke und Dekokte und Aderlässe der Welt. In dergleichen Fällen ists immer gut, wenn man der Natur ihren Lauf läßt, denn sie hilft sich gemeiniglich selbst. Wilhelminens Natur half sich also auch selbst.

Wenn ich meinen Lesern hier erzählen sollte, was alles in Wilhelminens Seele vorging, so würde ich in der That in keiner kleinen Verlegenheit

seyn;

seyn; denn wenn ich die Sache sagen soll wie sie ist, sie dachte gar nichts, oder wenn man lieber will, sie dachte so viel, daß es so gut war, als hätte sie gar nichts gedacht. Da unsern spekulativsten Philosophen nicht selten das nähmliche begegnet, so können wir es einem unphilosophischen Mädchen nicht so gar sehr verargen.

Lassen wir also den Wirrwarr von Gedanken und Empfindungen vor der Hand noch unentwickelt, bis er sich vielleicht von selbst aus einander wirrt; und da ein Mädchen doch nicht ewig weinen kann, so lassen wir sie das Schnupftuch einstecken, und schicken wir sie lieber in die Küche: denn da der Major Steinau diesen Abend bey ihrem Vater speisen soll, so muß sie doch als gute Wirthin ihrem Hause Ehre machen.

Major Steinau hatte einen lustigen, fröhlichen, angenehmen Humor. Er hatte die drollichsten, launigsten Einfälle, von denen einer zwanzigmal mehr werth war, als eine halbe Million der sinnreichsten Späßchen unsrer Spaßmacher von Profession, die einem jezt in den besten Häusern mit ihrem faden Wizze die Suppe versalzen und den Wein vergällen.

Wilhel-

Wilhelmine war keine von den ambulirenden Trauerbirken und Hängeweiden, die ihr Leben in schwärmender Empfindung und süßelnder Schwermuth verträumen, und die, wenn ihnen ja dann und wann ein lustiger Einfall ein Lächeln abzwingt, dabey so aussehn, als lächelten sie aus Mitleiden über den Mann, der lieber lacht als weint. Sie wußte den Wiz, sie wußte fröhliche launige Einfälle zu schäzzen, sie mochten nun unter einer wächsernen oder fleischernen Nase hervor kommen. Sie war schon einigemal im Begriffe, dem Major seine wächserne Nase zu verzeihen, wenn sie sich nur nicht gerade zwischen sie und ihren Adolph hätte schieben wollen: denn jezzo war es das erstemal in ihrem Leben, wo sie fühlte, daß das, was sie bisher Freundschaft für Adolph genannt hatte, doch im Grunde Liebe sey; das erstemal, wo sie fühlte, daß ihr doch wohl von dem Wunsche, ihn ewig zu besizzen, etwas könne geträumt haben, ob es ihr gleich noch nicht eingefallen sey, den Traum zu deuten.

Wenn man gegessen und getrunken hat, so will man auch seine Ruhe haben. Ravestein und Steinau gingen also zu Bette; und Wilhelmine? —

seyn; denn wenn ich die Sache sagen soll wie sie ist, sie dachte gar nichts, oder wenn man lieber will, sie dachte so viel, daß es so gut war, als hätte sie gar nichts gedacht. Da unsern spekulativsten Philosophen nicht selten das nähmliche begegnet, so können wir es einem unphilosophischen Mädchen nicht so gar sehr verargen.

Lassen wir also den Wirrwarr von Gedanken und Empfindungen vor der Hand noch unentwickelt, bis er sich vielleicht von selbst aus einander wirrt; und da ein Mädchen doch nicht ewig weinen kann, so lassen wir sie das Schnupftuch einstecken, und schicken wir sie lieber in die Küche: denn da der Major Steinau diesen Abend bey ihrem Vater speisen soll, so muß sie doch als gute Wirthin ihrem Hause Ehre machen.

Major Steinau hatte einen lustigen, fröhlichen, angenehmen Humor. Er hatte die drollichsten, launigsten Einfälle, von denen einer zwanzigmal mehr werth war, als eine halbe Million der sinnreichsten Späßchen unsrer Spaßmacher von Profession, die einem jezt in den besten Häusern mit ihrem faden Wizze die Suppe versalzen und den Wein vergällen.

Wilhelmine war keine von den ambulirenden Trauerbirken und Hängeweiden, die ihr Leben in schwärmender Empfindung und süßelnder Schwermuth verträumen, und die, wenn ihnen ja dann und wann ein lustiger Einfall ein Lächeln abzwingt, dabey so aussehn, als lächelten sie aus Mitleiden über den Mann, der lieber lacht als weint. Sie wußte den Wiz, sie wußte fröhliche launige Einfälle zu schäzzen, sie mochten nun unter einer wächsernen oder fleischernen Nase hervor kommen. Sie war schon einigemal im Begriffe, dem Major seine wächserne Nase zu verzeihen, wenn sie sich nur nicht gerade zwischen sie und ihren Adolph hätte schieben wollen: denn jezzo war es das erstemal in ihrem Leben, wo sie fühlte, daß das, was sie bisher Freundschaft für Adolph genannt hatte, doch im Grunde Liebe sey; das erstemal, wo sie fühlte, daß ihr doch wohl von dem Wunsche, ihn ewig zu besizzen, etwas könne geträumt haben, ob es ihr gleich noch nicht eingefallen sey, den Traum zu deuten.

Wenn man gegessen und getrunken hat, so will man auch seine Ruhe haben. Ravestein und Steinau gingen also zu Bette; und Wilhelmine? —

Ja, ich begreife wohl, daß sie sich, wenn sie ihrer Leidenschaft, oder vielmehr ihrem Unglücke Ehre machen wollte, in ein Fenster werfen, mit thränenden Augen in den Mond starren, und mit Philomelens Klagen die ihrigen vermischen müßte. Aber ich habe es ja schon gesagt: Wilhelmine war an Leib und Seele gesund. Sie wußte, daß der Tag zur Arbeit und zum Denken, die Nacht aber zur Ruhe und zum Schlafen bestimmt sey. Sie legte sich also nieder, und weil sie den Tag über keine Minute müßig war und alles im Hause selbst besorgte, so hatte sie gewöhnlich einen sehr gesunden Schlaf, und so viel ich weiß, schlief sie auch diese Nacht sehr gesund.

Wie das in ihrer Lage möglich war?

Sehen Sie, meine schönen Leserinnen, ich glaube, ein Mädchen das Verstand hat, macht alles mit Verstande, und schläft sogar mit Verstande. Sie kann sich wohl allenfalls mit Liebesgrillen und Sorgen niederlegen; denn dazu ist kein Mädchen in der Welt zu gescheut: aber wenn sie Ehrfurcht für die Einrichtungen der guten Mutter Natur, wenn sie Achtung für ihre Obliegenheiten

und Pflichten hat, so wird sie sich diese Grillen ausreden, sie wird ihren Geist mit etwas anderm beschäftigen, ihn in Schlummer wiegen, durch einen erquickenden Schlaf neue Kräfte sammeln, und sich auf diese Art zur Erfüllung ihrer Pflichten für den folgenden Tag tüchtig machen.

Ein Mädchen hingegen, das keinen Verstand hat, wird ihren verliebten Grillen nachhängen, wird dem Schicksale die Gewährung ihrer Wünsche, und wären sie auch noch so albern, abtrozzen wollen, wird am andern Tage mit verweinten Augen und überwachtem Gesicht aufstehen, und zur Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten völlig unfähig seyn. Ueberdem weiß sie, daß das ihrer Miene ein gewisses Interesse, etwas Schmachtendes giebt, und so etwas muß man doch auch mit in Anschlag bringen. Ein jeder der nur ein wenig Lebensart hat, muß sie dann nothwendig fragen: „Was fehlt Ihnen, Mademoiselle? Sie sehn so traurig, so niedergeschlagen aus?“ — „O mein Gott, mein Herr — wenn das Herz nicht ruhig ist! — Ich habe diese Nacht kein Auge zugethan!“

Wie pathetisch, wie rührend das klingt! Blutige Thränen möchte man darüber weinen!

Ohnerachtet Wilhelmine ganz vollkommen ausgeschlafen hatte, so stand sie doch am andern Morgen nicht halb so munter auf als sonst. Sie suchte sich durch häusliche Arbeiten zu zerstreuen; sie besorgte das Frühstück, und eben als sie damit fertig war, kam Major Steinau, der schon sehr früh ausgegangen war, nach Hause, und überreichte ihr mit der ihm eignen gutmüthigen Laune zum Morgengruß einen sehr schönen Schmuck von ansehnlichem Werthe. Die edle Freygebigkeit dieses Mannes rührte die gefühlvolle Wilhelmine bis zu Thränen. Sie sah, daß ihm an ihrer Liebe etwas läge, und sie kränkte sich, daß sie sie ihm nicht so ganz geben konnte, wie sie wohl wünschte.

Sie rufte ihren ganzen Verstand zu Hülfe, um ihr rebellisches Herz unter den Gehorsam der Vernunft zu bringen.

„Was ich für ein kindisches albernes Ding bin!“ sagte sie bey sich selbst. „Was will ich denn mit diesem Adolph? Ich bin ihm von Herzen gut, und er mir auch: aber folgt denn daraus, daß wir einander auch heirathen müssen? Muß

ich denn deswegen aufhören ihm gut zu seyn, wenn ich auch gleich Steinaus Frau bin? Und überdem, wer weiß ob mich Adolph heirathen möchte, wenn er auch gleich könnte? Denn wenn man einem Mädchen einigemal die Hand gedrückt hat, so ist daraus noch nicht zu schließen, daß man sie auch zur Frau haben will. Oder hat er mir auch nur mit einer Sylbe zu verstehen gegeben, daß er Absichten auf mich hat? Was quäle ich mich denn also? Und gesezt auch, er hätte sich eben solche närrische Chimären in den Kopf gesezt, als ich; gesezt, er möchte mich zur Frau, was würde denn aus uns werden? Wovon wollen wir denn leben? Er hat nichts, ich habe nichts! Es gehört so viel zum menschlichen Leben. Nein, es wäre gewiß der tollste unverantwortlichste Streich, den wir machen könnten, wenn wir einander heiratheten!"

„Und mein armer kranker Vater kränkt sich gewiß, wenn er nur den gerigsten Widerwillen an mir bemerkt, dem Major Steinau meine Hand zu geben. Er hält mich bey ihm für so gut versorgt! Und bin ichs etwa nicht? —"

„Und gehört denn am Ende so gar viel Ueberwindung dazu, diesen Steinau zu heirathen? Wenn

ich mirs recht mit Verstande überlege, ganz und gar keine. Er ist ein hübscher Mann, ein guter Mann, ein reicher Mann, der beste, unterhaltendste, gutmüthigste Gesellschafter von der Welt. O mit so einem Manne muß eine Frau glücklich seyn, wenn sie nur ein wenig Kopf hat. Freylich hat er eine wächserne Nase; aber was thut das? Hat er doch kein wächsernes Herz!“

„Ich will mich ein wenig zwingen, und es geht gewiß. Alles kömmt auf vernünftige Ueberlegung an. Ich wills nicht machen, wie so viele alberne Närrinnen, die eine Wollust darin finden, sich unglücklich zu träumen, weil sie nicht Verstand genug haben, glücklich zu seyn.“

„Gewiß, wenn Adolph hier wär, er selbst würde mich in meinem Entschlusse bestärken! Er selbst würde mir rathen, dem biedern Steinau meine Hand zu geben!“

Es verging kein Tag, an welchem Wilhelmine nicht ein ansehnliches Geschenk von Steinau erhielt, keine Stunde, in welcher er ihr nicht zwanzig Beweise gab, wie viel ihm daran gelegen sey, sich ihr gefällig zu machen, und keine Minute, in welcher

das

das arme Mädchen die Verbindlichkeit nicht aufs lebhafteste fühlte, einem Manne etwas mehr, als bloße Achtung zu bezeigen, der sichs so angelegen seyn ließ, eine zärtlichere Empfindung bey ihr zu erregen, und keine Minute, in welcher sie sich nicht die bittersten Vorwürfe darüber machte, daß sie ihm diese zärtlichere Empfindung, die er doch so sehr verdiente, nicht gewähren konnte.

Dieser ewige Kampf, diese ewige Unzufriedenheit mit sich selbst, verbunden mit der immerwährenden Bemühung, weder ihrem Vater noch ihrem Bräutigam etwas von dem merken zu lassen, was in ihr vorging, brachten in Wilhelminen einen gewissen Zustand hervor, der aussah wie Schwermuth, es aber doch im Grunde nicht war: einen Zustand, für den ich kein Wort habe, und den ich Insichgekehrtheit nennen möchte, wenn ich nur irgend einen Beruf zum Falschenwortmünzer in mir fühlte.

Dem scharfsichtigen Steinau entging das nicht, und er nahm sich vor, sich bey erster Gelegenheit Licht darüber zu verschaffen.

„Ich weiß nicht, Brüderchen," sagte er, als er einmal mit Ravestein allein war, „Wilhelmine kömmt mir immer so niedergeschlagen vor: scheints dir nicht auch so?"

„Niedergeschlagen? Ich dächte nicht!"

Ravestein hätte sich so gern verstellt; aber sein altes Soldatengesicht war viel zu ehrlich und aufrichtig. Man brauchte Lavaters Divinationsgeist gar nicht zu haben, um bey diesen Worten klar und deutlich darauf lesen zu können: „Ich habe das lange bemerkt, ich will's aber nicht bemerken."

„Wenn ich dirs aufrichtig sagen soll, mir scheints, als kostete es ihr einige Ueberwindung, mich zum Manne zu nehmen."

„Was Du Dir einbildest! Noch gestern erst hat sie mir gesagt, daß sie Deine Gesellschaft recht sehr angenehm fänd, und daß sie mit Dir recht glücklich zu leben hoffe."

Das war buchstäblich wahr. Die gutmüthige Wilhelmine that alles, um ihren Vater zu beruhigen. Und sie heuchelte gar nicht, da sie das sagte. Sie hätte sichs selbst so gern weiß gemacht, daß sie den Major Steinau gern heirathete.

„Sage

„Sage mirs aufrichtig, Brüderchen," fing der Major nach einer Pause wieder an, „hat Deine Tochter etwa eine Liebschaft?"

„Wie Du mich darum fragen kannst!" erwiederte Ravestein, der sich gar zu gern hinter einen Scherz versteckt hätte. „Als ob ein Mädchen zu so etwas den Vater nähm!"

„Ernsthaft, Ravestein, sage mir auf Ehre, was du weißt!"

Sobald man dem alten Ravestein mit der Ehre kam, so hörte er gleich auf zu scherzen.

„Was ich weiß?" sagte er. „Je nun, ich weiß zum Exempel, daß ein junger Mensch bey mir aus und eingeht, mit dem Wilhelmine so zu sagen aufgewachsen ist, und der ihr eben nicht zu mißfallen scheint. Das ist alles was ich weiß, Brüderchen."

„So, so!" brummte der Major, und ging im Zimmer auf und ab.

„Und was ist das für ein Mensch?" fragte er nach einer Pause.

„Ein braver Kerl, Brüderchen. Auf Ehre, recht brav! Auch geschickt und fleißig. Aber es geht ihm wie mehreren gescheuten Kerln: Er kann zu nichts kommen.“

„Es thut mir leid um ihn!“

„Mir wahrlich auch! — Ich kann dir aufrichtig sagen, lieber Steinau, hätte der Mensch Vermögen, wär er nur halbweg im Stande, einer Frau Brod zu geben, kein andrer wär mein Schwiegersohn geworden als er! Aber so — Denke nur, sieben Jahre dient er schon, und hat's mit Mühe und Noth bis zu zwey hundert Thalern Besoldung gebracht; und Gott weiß, ob er's in zehn Jahren weiter bringt, denn er hat keine Protection, und ist zu stolz, sich welche zu erbetteln.“

„Das gefällt mir von ihm!“

„Aufrichtig gesagt, das ist's eben, was mich für ihn eingenommen hat. Er sagt: „Wenn ich meine Schuldigkeit thue, so brauch' ich keinem Menschen krumme Buckel zu machen, und Schurken oder Eseln, die meine Fähigkeiten nicht schäz-

zen wollen, oder nicht schäzzen können, mag ich mein Glück nicht zu verdanken haben."

„Ein braver Junge! Auf Ehre, ich möchte ihn kennen."

„Ja, Du solltest ihn kennen, Brüderchen. Wenn ich den Burschen nicht für so gut und brav kennte, glaubst denn Du, daß ich ihm sonst den *Zutritt in meinem Hause so verstattet hätte?*"

„Also, Du bist fest überzeugt, daß dieser Zutritt so ganz ohne Folgen gewesen ist?"

„Ohne Folgen? — Wie meinst Du das, Bruder?"

„Je nun — ich meine es — Du mußt mich nicht falsch verstehn. Ich meine, ohne Folgen für das Herz Deiner Tochter?"

„Das hab' ich Dir ja schon gesagt. Ein wenig geglimmt mags haben; vielleicht ist noch ein Fünkchen darin: aber gebrennt hats nicht. Wenigstens kann ich Dir dafür stehn, daß es zwischen den beyden jungen Leuten gewiß zu keiner eigentlichen Liebeserklärung gekommen ist. Ich habe sie immer unter meinen Augen gehabt, aber ich

sonst von jemand anderm erfahren, und am Ende hieß es, ich sey nicht ganz aufrichtig gewesen.

Er hatte in der vorlezten Campagne in einem hizzigen Gefecht ein ansehnliches Stück von seiner Nase eingebüßt. Freylich hatte er den unhöflichen Husaren, der ihm dieses Freundschaftsstückchen erzeigte, dafür ohne Umstände vom Pferde herunter gehauen. Aber was half das? Er bekam doch dadurch nicht eines Strohhalms breit von seiner Nase zurück.

Nun weiß man wohl, daß die braven Soldaten viel lieber eine Wunde im Gesicht haben, und wenns auch noch so eine große Wunde wär, als eine auf dem Rücken; und ich habe selbst sehr hübsche Weiber und Mädchen gekannt, denen ihre Männer und Liehaber durch eine mit Ehren erhaltene Narbe auf dem Backen oder auf der Stirne nur noch lieber wurden. Aber man denke nur, ein Bräutigam mit einer halben Nase! Nein wahrhaftig, es ist einem Mädchen nicht zu verdenken, wenn sie den Defekt ein wenig zu merklich findet.

Zwar suchte der gute Major den Abgang durch eine Ergänzung von Wachs zu ersezzen, und man

muß

muß dem Künstler der sie ihm verfertigt hatte, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Natur ziemlich natürlich nachgemacht hatte. Aber mein Gott! Man weiß ja wohl, in wie fern sich ein Mädchen in dergleichen Fällen durch die Kunst hintergehn läßt! Ich fordre den geschicktesten Künstler heraus, er soll seine schönste wächserne Nase gegen eine fleischerne halten, und wenn das ungeschickteste Mädchen den Unterschied nicht entdeckt, so will ich meine eigne Nase darum geben. O was das betrift, da ist ein Mädchen gewiß nicht zu betrügen.

Ein Thränenstrom ist und bleibt bey Herzensbeklemmungen immer ein Laudanum für die Mädchen, das ihnen weit sicherer und weit schneller hilft, als alle verdünnende Getränke und Dekokte und Aderlässe der Welt. In dergleichen Fällen ists immer gut, wenn man der Natur ihren Lauf läßt, denn sie hilft sich gemeiniglich selbst. Wilhelminens Natur half sich also auch selbst.

Wenn ich meinen Lesern hier erzählen sollte, was alles in Wilhelminens Seele vorging, so würde ich in der That in keiner kleinen Verlegenheit

seyn; denn wenn ich die Sache sagen soll wie sie ist, sie dachte gar nichts, oder wenn man lieber will, sie dachte so viel, daß es so gut war, als hätte sie gar nichts gedacht. Da unsern spekulativsten Philosophen nicht selten das nähmliche begegnet, so können wir es einem unphilosophischen Mädchen nicht so gar sehr verargen.

Lassen wir also den Wirrwarr von Gedanken und Empfindungen vor der Hand noch unentwickelt, bis er sich vielleicht von selbst aus einander wirrt; und da ein Mädchen doch nicht ewig weinen kann, so lassen wir sie das Schnupftuch einstecken, und schicken wir sie lieber in die Küche: denn da der Major Steinau diesen Abend bey ihrem Vater speisen soll, so muß sie doch als gute Wirthin ihrem Hause Ehre machen.

Major Steinau hatte einen lustigen, fröhlichen, angenehmen Humor. Er hatte die drollichsten, launigsten Einfälle, von denen einer zwanzigmal mehr werth war, als eine halbe Million der sinnreichsten Späßchen unsrer Spaßmacher von Profession, die einem jezt in den besten Häusern mit ihrem faden Wizze die Suppe versalzen und den Wein vergällen.

Wilhel-

Wilhelmine war keine von den ambulirenden Trauerbirken und Hängeweiden, die ihr Leben in schwärmender Empfindung und süßelnder Schwermuth verträumen, und die, wenn ihnen ja dann und wann ein lustiger Einfall ein Lächeln abzwingt, dabey so aussehn, als lächelten sie aus Mitleiden über den Mann, der lieber lacht als weint. Sie wußte den Wiz, sie wußte fröhliche launige Einfälle zu schäzzen, sie mochten nun unter einer wächsernen oder fleischernen Nase hervor kommen. Sie war schon einigemal im Begriffe, dem Major seine wächserne Nase zu verzeihen, wenn sie sich nur nicht gerade zwischen sie und ihren Adolph hätte schieben wollen: denn jezzo war es das erstemal in ihrem Leben, wo sie fühlte, daß das, was sie bisher Freundschaft für Adolph genannt hatte, doch im Grunde Liebe sey; das erstemal, wo sie fühlte, daß ihr doch wohl von dem Wunsche, ihn ewig zu besizzen, etwas könne geträumt haben, ob es ihr gleich noch nicht eingefallen sey, den Traum zu deuten.

Wenn man gegessen und getrunken hat, so will man auch seine Ruhe haben. Navestein und Steinau gingen also zu Bette; und Wilhelmine? —

Ja, ich begreife wohl, daß sie sich, wenn sie ihrer Leidenschaft, oder vielmehr ihrem Unglücke Ehre machen wollte, in ein Fenster werfen, mit thränenden Augen in den Mond starren, und mit Philomelens Klagen die ihrigen vermischen müßte. Aber ich habe es ja schon gesagt: Wilhelmine war an Leib und Seele gesund. Sie wußte, daß der Tag zur Arbeit und zum Denken, die Nacht aber zur Ruhe und zum Schlafen bestimmt sey. Sie legte sich also nieder, und weil sie den Tag über keine Minute müßig war und alles im Hause selbst besorgte, so hatte sie gewöhnlich einen sehr gesunden Schlaf, und so viel ich weiß, schlief sie auch diese Nacht sehr gesund.

Wie das in ihrer Lage möglich war?

Sehen Sie, meine schönen Leserinnen, ich glaube, ein Mädchen das Verstand hat, macht alles mit Verstande, und schläft sogar mit Verstande. Sie kann sich wohl allenfalls mit Liebesgrillen und Sorgen niederlegen; denn dazu ist kein Mädchen in der Welt zu gescheut: aber wenn sie Ehrfurcht für die Einrichtungen der guten Mutter Natur, wenn sie Achtung für ihre Obliegenheiten

und Pflichten hat, so wird sie sich diese Grillen ausreden, sie wird ihren Geist mit etwas anderm beschäftigen, ihn in Schlummer wiegen, durch einen erquickenden Schlaf neue Kräfte sammeln, und sich auf diese Art zur Erfüllung ihrer Pflichten für den folgenden Tag tüchtig machen.

Ein Mädchen hingegen, das keinen Verstand hat, wird ihren verliebten Grillen nachhängen, wird dem Schicksale die Gewährung ihrer Wünsche, und wären sie auch noch so albern, abtrozzen wollen, wird am andern Tage mit verweinten Augen und überwachtem Gesicht aufstehen, und zur Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten völlig unfähig seyn. Ueberdem weiß sie, daß das ihrer Miene ein gewisses Interesse, etwas Schmachtendes giebt, und so etwas muß man doch auch mit in Anschlag bringen. Ein jeder der nur ein wenig Lebensart hat, muß sie dann nothwendig fragen: „Was fehlt Ihnen, Mademoiselle? Sie sehn so traurig, so niedergeschlagen aus?“ — „O mein Gott, mein Herr — wenn das Herz nicht ruhig ist! — Ich habe diese Nacht kein Auge zugethan!“

Wie pathetisch, wie rührend das klingt! Blutige Thränen möchte man darüber weinen!

Ohnerachtet Wilhelmine ganz vollkommen ausgeschlafen hatte, so stand sie doch am andern Morgen nicht halb so munter auf als sonst. Sie suchte sich durch häusliche Arbeiten zu zerstreuen; sie besorgte das Frühstück, und eben als sie damit fertig war, kam Major Steinau, der schon sehr früh ausgegangen war, nach Hause, und überreichte ihr mit der ihm eignen gutmüthigen Laune zum Morgengruß einen sehr schönen Schmuck von ansehnlichem Werthe. Die edle Freygebigkeit dieses Mannes rührte die gefühlvolle Wilhelmine bis zu Thränen. Sie sah, daß ihm an ihrer Liebe etwas läge, und sie kränkte sich, daß sie sie ihm nicht so ganz geben konnte, wie sie wohl wünschte.

Sie rufte ihren ganzen Verstand zu Hülfe, um ihr rebellisches Herz unter den Gehorsam der Vernunft zu bringen.

„Was ich für ein kindisches albernes Ding bin!" sagte sie bey sich selbst. „Was will ich denn mit diesem Adolph? Ich bin ihm von Herzen gut, und er mir auch: aber folgt denn daraus, daß wir einander auch heirathen müssen? Muß

ich denn deswegen aufhören ihm gut zu seyn, wenn ich auch gleich Steinaus Frau bin? Und überdem, wer weiß ob mich Adolph heirathen möchte, wenn er auch gleich könnte? Denn wenn man einem Mädchen einigemal die Hand gedrückt hat, so ist daraus noch nicht zu schließen, daß man sie auch zur Frau haben will. Oder hat er mir auch nur mit einer Sylbe zu verstehen gegeben, daß er Absichten auf mich hat? Was quäle ich mich denn also? Und gesezt auch, er hätte sich eben solche närrische Chimären in den Kopf gesezt, als ich; gesezt, er möchte mich zur Frau, was würde denn aus uns werden? Wovon wollen wir denn leben? Er hat nichts, ich habe nichts! Es gehört so viel zum menschlichen Leben. Nein, es wäre gewiß der tollste unverantwortlichste Streich, den wir machen könnten, wenn wir einander heiratheten!"

„Und mein armer kranker Vater kränkt sich gewiß, wenn er nur den gerigsten Widerwillen an mir bemerkt, dem Major Steinau meine Hand zu geben. Er hält mich bey ihm für so gut versorgt! Und bin ichs etwa nicht? —"

„Und gehört denn am Ende so gar viel Ueberwindung dazu, diesen Steinau zu heirathen? Wenn

ich mirs recht mit Verstande überlege, ganz und gar keine. Er ist ein hübscher Mann, ein guter Mann, ein reicher Mann, der beste, unterhaltendste, gutmüthigste Gesellschafter von der Welt. O mit so einem Manne muß eine Frau glücklich seyn, wenn sie nur ein wenig Kopf hat. Freylich hat er eine wächserne Nase; aber was thut das? Hat er doch kein wächsernes Herz!“

„Ich will mich ein wenig zwingen, und es geht gewiß. Alles kömmt auf vernünftige Ueberlegung an. Ich wills nicht machen, wie so viele alberne Närrinnen, die eine Wollust darin finden, sich unglücklich zu träumen, weil sie nicht Verstand genug haben, glücklich zu seyn.“

„Gewiß, wenn Adolph hier wär, er selbst würde mich in meinem Entschlusse bestärken! Er selbst würde mir rathen, dem biedern Steinau meine Hand zu geben!“

Es verging kein Tag, an welchem Wilhelmine nicht ein ansehnliches Geschenk von Steinau erhielt, keine Stunde, in welcher er ihr nicht zwanzig Beweise gab, wie viel ihm daran gelegen sey, sich ihr gefällig zu machen, und keine Minute, in welcher

das arme Mädchen die Verbindlichkeit nicht aufs lebhafteste fühlte, einem Manne etwas mehr, als bloße Achtung zu bezeigen, der sichs so angelegen seyn ließ, eine zärtlichere Empfindung bey ihr zu erregen, und keine Minute, in welcher sie sich nicht die bittersten Vorwürfe darüber machte, daß sie ihm diese zärtlichere Empfindung, die er doch so sehr verdiente, nicht gewähren konnte.

Dieser ewige Kampf, diese ewige Unzufriedenheit mit sich selbst, verbunden mit der immerwährenden Bemühung, weder ihrem Vater noch ihrem Bräutigam etwas von dem merken zu lassen, was in ihr vorging, brachten in Wilhelminen einen gewissen Zustand hervor, der aussah wie Schwermuth, es aber doch im Grunde nicht war: einen Zustand, für den ich kein Wort habe, und den ich Insichgekehrtheit nennen möchte, wenn ich nur irgend einen Beruf zum Falschenwortmünzer in mir fühlte.

Dem scharfsichtigen Steinau entging das nicht, und er nahm sich vor, sich bey erster Gelegenheit Licht darüber zu verschaffen.

„Ich weiß nicht, Brüderchen,“ sagte er, als er einmal mit Ravestein allein war, „Wilhelmine kömmt mir immer so niedergeschlagen vor: scheints dir nicht auch so?“

„Niedergeschlagen? Ich dächte nicht!“

Ravestein hätte sich so gern verstellt; aber sein altes Soldatengesicht war viel zu ehrlich und aufrichtig. Man brauchte Lavaters Divinationsgeist gar nicht zu haben, um bey diesen Worten klar und deutlich darauf lesen zu können: „Ich habe das lange bemerkt, ich will's aber nicht bemerken.“

„Wenn ich dirs aufrichtig sagen soll, mir scheints, als kostete es ihr einige Ueberwindung, mich zum Manne zu nehmen.“

„Was Du Dir einbildest! Noch gestern erst hat sie mir gesagt, daß sie Deine Gesellschaft recht sehr angenehm fänd, und daß sie mit Dir recht glücklich zu leben hoffe.“

Das war buchstäblich wahr. Die gutmüthige Wilhelmine that alles, um ihren Vater zu beruhigen. Und sie heuchelte gar nicht, da sie das sagte. Sie hätte sichs selbst so gern weiß gemacht, daß sie den Major Steinau gern heirathete.

„Sage

„Sage mirs aufrichtig, Brüderchen,“ fing der Major nach einer Pause wieder an, „hat Deine Tochter etwa eine Liebschaft?“

„Wie Du mich darum fragen kannst!“ erwiederte Ravestein, der sich gar zu gern hinter einen Scherz versteckt hätte. „Als ob ein Mädchen zu so etwas den Vater nähm!“

„Ernsthaft, Ravestein, sage mir auf Ehre, was du weißt!“

Sobald man dem alten Ravestein mit der Ehre kam, so hörte er gleich auf zu scherzen.

„Was ich weiß?“ sagte er. „Je nun, ich weiß zum Exempel, daß ein junger Mensch bey mir aus und eingeht, mit dem Wilhelmine so zu sagen aufgewachsen ist, und der ihr eben nicht zu mißfallen scheint. Das ist alles was ich weiß, Brüderchen.“

„So, so!“ brummte der Major, und ging im Zimmer auf und ab.

„Und was ist das für ein Mensch?“ fragte er nach einer Pause.

„Ein braver Kerl, Brüderchen. Auf Ehre, recht brav! Auch geschickt und fleißig. Aber es geht ihm wie mehreren gescheuten Kerln: Er kann zu nichts kommen.“

„Es thut mir leid um ihn!“

„Mir wahrlich auch! — Ich kann dir aufrichtig sagen, lieber Steinau, hätte der Mensch Vermögen, wär er nur halbweg im Stande, einer Frau Brod zu geben, kein andrer wär mein Schwiegersohn geworden als er! Aber so — Denke nur, sieben Jahre dient er schon, und hat's mit Mühe und Noth bis zu zwey hundert Thalern Besoldung gebracht; und Gott weiß, ob er's in zehn Jahren weiter bringt, denn er hat keine Protection, und ist zu stolz, sich welche zu erbetteln.“

„Das gefällt mir von ihm!“

„Aufrichtig gesagt, das ist's eben, was mich für ihn eingenommen hat. Er sagt: „Wenn ich meine Schuldigkeit thue, so brauch' ich keinem Menschen krumme Buckel zu machen, und Schurken oder Eseln, die meine Fähigkeiten nicht schäz-

zen wollen, oder nicht schäzzen können, mag ich mein Glück nicht zu verdanken haben.“

„Ein braver Junge! Auf Ehre, ich möchte ihn kennen.“

„Ja, Du solltest ihn kennen, Brüderchen. Wenn ich den Burschen nicht für so gut und brav kennte, glaubst denn Du, daß ich ihm sonst den *Zutritt in meinem* Hause so verstattet hätte?“

„Also, Du bist fest überzeugt, daß dieser Zutritt so ganz ohne Folgen gewesen ist?“

„Ohne Folgen? — Wie meinst Du das, Bruder?“

„Je nun — ich meine es — Du mußt mich nicht falsch verstehn. Ich meine, ohne Folgen für das Herz Deiner Tochter?“

„Das hab' ich Dir ja schon gesagt. Ein wenig geglimmt mags haben; vielleicht ist noch ein Fünkchen darin: aber gebrennt hats nicht. Wenigstens kann ich Dir dafür stehn, daß es zwischen den beyden jungen Leuten gewiß zu keiner eigentlichen Liebeserklärung gekommen ist. Ich habe sie immer unter meinen Augen gehabt, aber ich habe

habe es ihnen in meinem Leben nicht merken lassen, daß ich auf sie Achtung gäb: es fiel ihnen also auch keinen Augenblick ein, das geringste vor mir zu verbergen. Sieh, Brüderchen, das ist ein guter Kunstgriff, wenn man ehrliche Leute um sich behalten will; denn ich glaube, wenn der bravste Mensch merkt, daß er das Vertrauen seines Vorgesezten verloren hat, so ist es ihm schon nicht mehr der Mühe werth, es zu verdienen. Und ich bin fest überzeugt, die meisten Eltern und die meisten Herrschaften verderben ihre Kinder und ihre Dienstleute gerade dadurch, wenn sie gar zu mißtrauisch sind, und gar zu klug und gar zu allwissend seyn wollen; denn eben dadurch helfen sie ihnen erst auf die rechten Schleifwege, auf die sie sonst vielleicht nie gefallen wären."

„Wohl wahr, Brüderchen."

Der Major ging eine ganze Weile stillschweigend im Zimmer auf und ab.

„Und wie heißt er?" fragte er dann wieder.

„Er heißt Adolph."

„Adolph — Adolph — Ist mir doch, als kennte ich einen Adolph!"

„Er

„Er ist bey der Steuer angestellt!“

„Ah! richtig! Den kenn' ich ja! Er kömmt ja alle Jahr auf meine Güter. Ja, ja! Den kenn' ich recht gut! Also der ists? Ein rechtschaffner, geschickter Kerl! — Ja, ja, den kenn' ich! — Hm! Hm! Also der ist's!“

Der Major ging noch eine lange Weile auf und ab; brummte bald ein hm! hm! bald ein Liedchen in seinen Bart; nahm dann sein Licht, wünschte seinem Freunde Ravestein eine gute Nacht, und ging zu Bette.

Am andern Tage stand er am Fenster. Wilhelmine nähte, und Ravestein schlief.

„Was Guckuck! Da geht ja Adolph!“ sagte der Major auf einmal, und riß das Fenster auf.

Die treuherzige Wilhelmine ging in die Falle.

„Wo? Wo?“ schrie sie, indem sie von ihrem Nähtisch auffuhr, und hinunter sah.

Es war keine menschliche Figur auf der Straße zu hören und zu sehen, die mit Adolphs Figur

auch

auch nur die geringste Aehnlichkeit gehabt hätte: aber der Major wußte nun auf ein Haar, was er wissen wollte, denn Wilhelmine war so roth wie ein Scharlach. Ob die gereizte oder die getäuschte Hoffnung dran Schuld war, das weiß ich nicht.

Er that indessen, als bemerkte er von allem dem nichts, machte sein Fenster mit einem kaltblütigen: „Ich habe falsch gesehn!" zu, und ging im Zimmer auf und ab.

„Kennen Sie den Adolph auch, den ich meinee?" fragte er.

„Der, den ich kenne, ist beym Steuerkollegio angestellt," antwortete sie ganz kleinlaut.

„Ganz recht! Das ist derselbe. — Er kömmt alle Jahre hinaus auf meine Güter zur Revision. Es ist ein braver Junge. Man muß ihm gut seyn!"

„O ja! Ganz gewiß!"

Wilhelmine sagte diese Worte mit so vielem Feuer, mit einem so angelegentlichen Tone, daß sie selbst darüber erschrak. Sie schlug die Augen nieder, und schloß die Lippen so fest zu, als ob sie jedem Laute den Ausgang verschließen wollte. Und gleichwohl

wohl hätte sie so gern recht vieles zu ihres Adolphs Lobe gesagt, denn das Herz war ihr so voll, so voll! Und das war auch kein Wunder. In der ganzen Zeit, die der Major im Hause war, das heißt ohngefähr, seit sie seine Braut hieß, war der Name Adolph von niemanden genannt worden. Das war auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß der Major erst seit gestern wußte, daß dieser Name im Hause in einem gewissen Cours wär, und daß der alte Ravestein seine gewissen Ursachen hatte, diesen Namen in Gegenwart seiner Tochter nicht zu nennen. Und daß ihn Wilhelmine nicht genannt hatte, je nun, das war wahrhaftig eben so wenig ein Wunder. Hatte sich doch das gute Kind kaum getraut, sich diesen Namen selbst in ihrer einsamsten Einsamkeit ins Ohr zu raunen. Und gerade der Major mußte der erste seyn, der diesen Namen in ihrer Gegenwart aussprach! Warum denn gerade Er? Warum mußte Er eine Saite berühren, die in der gegenwärtigen Brautharmonie nothwendiger Weise eine Dissonanz hervorbringen mußte? Daß dieser Zufall eine sonderbare Wirkung auf Wilhelminen machte, eine Wirkung, die sich besser fühlen als beschreiben läßt, das ist, wie mich dünkt, noch viel weniger ein Wunder, als alles vorhergehende.

Der

Der Major spielte seine Rolle so gut, daß auch der scharfsichtigste Zuschauer hätte schwören sollen, er ahnde von allem was in Wilhelminen vorging nicht das allergeringste.

„Apropos, liebes Mädchen,“ fing der Major wieder an, „wir haben den Hauptpunkt noch nicht einmal unter uns in Richtigkeit gebracht. Sagen Sie mir doch: wenn soll denn eigentlich unsre Hochzeit seyn?“

Wilhelmine fand dieses „Apropos“ nichts weniger als apropos; und wenn ich nicht irre, so dürfte es mancher von meinen Leserinnen eben nicht leichter fallen, das Apropos darin zu finden. Indessen fühlte sie nichts desto weniger, daß eine wohl erzogne Braut ihrem Bräutigam auf eine solche Gewissensfrage eine Antwort geben müsse. Aber da stak's eben! Sie hätte um keinen Preis der Welt die Lippen aus einander bringen können, und die Zunge war ihr wie gelähmt. Der Major ließ sich durch ihr Stillschweigen nicht aus dem Gleichgewicht bringen.

„Sie müssen mir's nicht übel nehmen, liebes Kind,“ fuhr er fort, „daß ich so zudringlich bin; aber bedenken Sie, daß ich keine Zeit zu verlieren

habe,

habe, denn ich werde mit jeder Stunde älter. Es geschieht mit um Ihrentwillen, daß ich eile. Wenn wir lange zaudern, so laufen Sie am Ende gar Gefahr, einen steinalten Mann zu bekommen. Der Gedanke wurmt mich ohnehin oft, wenn ich mich gegen Sie ansehe, daß ich zu alt für Sie bin. Fällt Ihnen das nicht auch dann und wann ein?"

Der Major sagte das mit der ihm eignen launigen Art, und darüber gerieth die arme Wilhelmine nur noch in größere Verlegenheit. Alles was sie heraus bringen konnte, war ein gezwungenes ängstliches „Ganz und gar nicht!" welches im Grunde nicht viel aufrichtiger war, als das „Ganz und gar nicht!" das man einem Besuche antwortet, der einen zur ungelegenen Zeit mit einem „Ich halte Sie doch von nichts besserm ab?" überfällt.

Eben war der alte Ravestein von seinem Mittagsschlafe aufgewacht, und da er seiner Tochter am Gesicht ansah, daß etwas Außerordentliches vorgegangen seyn müßte, so fragte er, wovon die Rede sey?

„Von unsrer Hochzeit, Brüderchen," antwortete Steinau. „Ich bath eben Wilhelminen, die Zeit selbst zu bestimmen."

„Was das auch für eine Prätension ist!“ rufte dieser. „Ein Mädchen darf ja in solchen Fällen nichts bestimmen! Das wär wider die Regel. Du mußt bestimmen! Sie hat hernach höchstens das Recht, Einwendungen zu machen; aber das geschieht auch nur so pro Forma, weil es Sitte ist: denn im Grunde kommen sie doch alle je eher je lieber unter die Haube. Also wenn wär Dir s am gelegensten?“

„Mir? Mir ist's immer gelegen. Aber aufrichtig gesagt, am liebsten wär mir's auf die künftige Woche. Und dann geschähe mir ein außerordentlicher Gefalle, wenn die Trauung auf meinem Gute Fischbach könnte vollzogen werden.“

„Also willst Du mich nicht dabey haben?“

„Warum denn nicht? Die Witterung ist jezt so schön, als man sie nur immer wünschen kann. Deine Umstände sind auch leidlich, und ich habe einen Wagen, worin sichs so sanft fährt wie im Bette. Es ist ja nur eine Tagereise, und die gesunde Landluft wird dich schon für die kleine Strapaze schadlos halten. Ich stehe Dir dafür, Du lebst um zwey Jahre länger, wenn Du einmal einen Sommer draußen zubringst. Und wenn Du findest, daß Dirs

gut

gut zuschlägt, so kannst Du für immer draußen bleiben. Besser wirst Du Dich auf allen Fall da befinden, als hier in der dumpfigen Stadt."

Ravestein machte weiter keine Einwendungen, und Wilhelmine, als eine gehorsame Tochter, getraute sich auch nicht, welche zu machen. Der Major ging also mit beyder Genehmigung zu seinem *Agenten*, um ihm die nöthigen Aufträge zu geben.

Ich will mich in keine ausführliche Beschreibung der acht Tage einlassen, die dazwischen verstrichen, denn eigentlich fiel nichts Merkwürdiges in dieser Zeit vor. Die arme Wilhelmine war in einem ewigen Kampfe mit ihrem Herzen. Es schien ordentlich, als sey der Name Adolph diesem Herzen theurer geworden, seit ihn der Major ausgesprochen hatte, denn es war seitdem viel rebellischer. Sie gab sich alle ersinnliche Mühe von der Welt, sich das auszureden. Sie suchte sich die besten Seiten an ihrem Schicksale auf; und da es ihr nicht an Verstand fehlte, so konnte es ihr nicht schwer werden, recht viele gute Seiten daran zu entdecken, da es deren wirklich sehr viele hatte, was auch Schwärmerey und Leidenschaft nur immer dagegen einwenden könnten. Wenn es ihr nun wirklich gelungen war, alle diese guten

„Was das auch für eine Prätension ist!“ rufte dieser. „Ein Mädchen darf ja in solchen Fällen nichts bestimmen! Das wär wider die Regel. Du mußt bestimmen! Sie hat hernach höchstens das Recht, Einwendungen zu machen; aber das geschieht auch nur so pro Forma, weil es Sitte ist: denn im Grunde kommen sie doch alle je eher je lieber unter die Haube. Also wenn wär Dir s am gelegensten?“

„Mir? Mir ist's immer gelegen. Aber aufrichtig gesagt, am liebsten wär mir's auf die künftige Woche. Und dann geschähe mir ein außerordentlicher Gefalle, wenn die Trauung auf meinem Gute Fischbach könnte vollzogen werden.“

„Also willst Du mich nicht dabey haben?“

„Warum denn nicht? Die Witterung ist jezt so schön, als man sie nur immer wünschen kann. Deine Umstände sind auch leidlich, und ich habe einen Wagen, worin sichs so sanft fährt wie im Bette. Es ist ja nur eine Tagereise, und die gesunde Landluft wird dich schon für die kleine Strapaze schadlos halten. Ich stehe Dir dafür, Du lebst um zwey Jahre länger, wenn Du einmal einen Sommer draußen zubringst. Und wenn Du findest, daß Dirs

gut

gut zuschlägt, so kannst Du für immer draußen bleiben. Besser wirst Du Dich auf allen Fall da befinden, als hier in der dumpfigen Stadt."

Ravestein machte weiter keine Einwendungen, und Wilhelmine, als eine gehorsame Tochter, getraute sich auch nicht, welche zu machen. Der Major ging also mit beyder Genehmigung zu seinem Agenten, um ihm die nöthigen Aufträge zu geben.

Ich will mich in keine ausführliche Beschreibung der acht Tage einlassen, die dazwischen verstrichen, denn eigentlich fiel nichts Merkwürdiges in dieser Zeit vor. Die arme Wilhelmine war in einem ewigen Kampfe mit ihrem Herzen. Es schien ordentlich, als sey der Name Adolph diesem Herzen theurer geworden, seit ihn der Major ausgesprochen hatte, denn es war seitdem viel rebellischer. Sie gab sich alle ersinnliche Mühe von der Welt, sich das auszureden. Sie suchte sich die besten Seiten an ihrem Schicksale auf; und da es ihr nicht an Verstand fehlte, so konnte es ihr nicht schwer werden, recht viele gute Seiten daran zu entdecken, da es deren wirklich sehr viele hatte, was auch Schwärmerey und Leidenschaft nur immer dagegen einwenden konnten. Wenn es ihr nun wirklich gelungen war, alle diese guten

Seiten zusammen zu tragen, und ein angenehmes Bild daraus zusammen zu sezzen, wenn ihr dieses Bild schon interessant zu werden und zu gefallen anfing, so schob sich mit einemmale Adolphs Bild davor, und man wird mir eingestehn, daß vor der Hand kein Anblick war, der ihre Lage sehr angenehm machen konnte.

Der Major blieb sich immer gleich; sein Humor war immer derselbe. Er war nicht zudringlich gegen sie, aber er bezeigte ihr alle mögliche Aufmerksamkeit, und er wußte das mit so guter Art zu thun, daß sie sich dann und wann auf einen Augenblick einbildete, sie sey in ihn verliebt. Aber leider immer nur auf einen Augenblick.

Der alte Ravestein hatte sich nie besser befunden, als jezt. Es war, als gäb ihm die so sehnlich gewünschte und so glückliche Versorgung seiner Wilhelmine neue Kräfte.

Der Major hatte alles Nöthige in Ordnung gebracht; der zur Abreise bestimmte Tag erschien, und man reiste also ab. Steinau meinte, der ganze Weg bis Fischbach könnte für seinen Freund Ravestein doch wohl in einem Tage zu viel werden. Man über-

übernachtete also in Sembery, einem Gute, das auch dem Major gehörte, und eine Meile von Fischbach lag. Er hatte die Anstalten so getroffen, daß man des andern Tages gleich in vollem Brautstaate vollends hinüber und gleich vor die Kirche fahren wollte, wo zur Trauung schon alles angeordnet war.

Dieser andre Tag kam, und, daß Wilhelmine ihr Brautkleid in einer Art von Fieber anzog, das noch etwas mehr als die Unruhe, aber nichts weniger als die süße, die wollüstige Unruhe der gewöhnlichen Brautfieber hatte, das brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

Sie saß in einer Art von Betäubung im Wagen, hörte und sah kaum was in ihm vorging, nur der Anblick des Fischbacher Kirchthurms brachte sie ein wenig wieder zu sich, aber dann fing ihr das Herz so gewaltig an zu klopfen, als ob's die Brust zersprengen wollte, und als sie an der Kirchthür zum Wagen heraus gestiegen war, mußte sie sich aus allen Kräften an des Majors Arm anhalten, um nicht umzusinken.

Hier war nach des Majors Anordnung alles schon zur Trauung versammelt. Vorher muß ich erinnern, daß der Befehl zu diesen Anstalten erst seit vier und zwanzig Stunden an den Verwalter angelangt war, und daß der Major sogar dem Pfarrer nicht einmal den Namen seiner Braut gemeldet hatte. Man stelle sich also die Neugierde aller Anwesenden vor, zu wissen, wer diese Braut sey? Alles drängte und drückte sich hinzu.

Unter den Anwesenden war auch Adolph, der gerade um diese Zeit auf Revision in Fischbach, und auf ausdrücklichen Befehl des Majors durch den Verwalter zur Hochzeit eingeladen war. Auch er trat näher hinzu, um diese Braut zu sehn. Und wen sah er? Wilhelminen! Und wer fiel bey seinem Anblick in Ohnmacht? Wilhelmine! Und wer lief aus der Kirche als wär der Tod hinter ihm? Adolph!

Der Major ließ Wilhelminen unter der Sorgfalt einiger Frauen, die sich ihrer angenommen hatten, und eilte Adolphen nach. Er hatte Mühe ihn einzuhohlen, und noch mehr, ihn zurück zu bringen. Wilhelmine war indessen wieder zu sich gekommen. Der Major gab ihr den Arm, und führte sie zum

Altar; mehr todt als lebendig wankte sie an seiner rechten Seite, und an der linken ging Adolph, den der Major nicht von der Hand ließ. In der ganzen Kirche herrschte eine feyerliche Stille. Alles war begierig, was dieser seltsame Auftritt für einen Ausgang nehmen würde?

„Es ist Zeit, daß wir die Rollen vertauschen, lieber Adolph,“ fing der Major an, indem er Wilhelminens Hand in Adolphs Hand legte. „Seyn Sie Bräutigam, und ich will Ihren Vater vorstellen. Ich glaube, so wird sichs besser schicken: und Sie, gute Wilhelmine, werden hoffentlich mit dem Tausche nicht unzufrieden seyn? Als ich den Vorsaz faßte, Sie zu heirathen, hatte ich Ihr Glück und die Ruhe Ihres braven alten Vaters zum Augenmerk. Ich hielt Ihr Herz für frey, und dann wär es mir vielleicht gelungen, Sie die Jahre und die wächserne Nase Ihres Mannes dann und wann vergessen zu machen. Ich bemerkte wohl, wie viel Gewalt Sie Sich anthaten, meinen Antrag zu genehmigen, so sehr Sie Sich auch Mühe gaben, es vor mir zu verbergen. Ich sah jeden Kampf Ihrer schönen Seele. Ich sah, daß die gute, die liebevolle Tochter alles anwandte, um ihren alten

Vater zu beruhigen, und eine Leidenschaft zu ersticken, die aber schon in ihrem Herzen zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich im Stande wär, mich zwischen ein paar Personen zu drängen, die so ganz für einander gemacht sind. Da, nehmen Sie Ihren Adolph. Er verdient ein braves rechtschaffnes Weib, dafür kann ich Ihnen stehn, denn ich habe unverdächtige Beweise, daß er selbst ein braver rechtschaffner Kerl ist. Und da ich einmal Vaterstelle bey Ihnen vertrete, lieber Adolph, hier haben Sie eine gerichtliche Cession meines Gutes Semberg, mit allen Nuzzungen und Einkünften für Sie und Ihre Erben, und zugleich die Entlassung von Ihrer Stelle, die ich Ihnen bewirkt habe. Sie sind für diese Stelle ohnehin nicht gemacht. Lieber laßt uns beysammen bleiben, und Eine Familie ausmachen. Ich ziehe mit Euch, Kinder, wo Ihr hin wollt, aufs Land oder in die Stadt. Sehn Sie, liebe Wilhelmine, mich werden Sie nun schon nicht los. Bin ich nich nicht Ihr Mann, so will ich wenigstens Ihr Schwiegervater seyn. Sie werden Sich doch Ihres Schwiegervaters ein wenig annehmen, wenn er Ihrer Hülfe bedürfen sollte?"

Ich

Ich werde mich wohl hüten, eine Schilderung von dem zu machen, was in Wilhelminen, in Adolph, in Ravestein, und überhaupt in allen Anwesenden bey diesem Auftritte vorging. So viel will ich nur sagen, daß der alte Ravestein seinen neuen Schwiegersohn mit Freudenthränen umarmte, und daß der Pfarrer, der ein guter vernünftiger Mann war, mit nassen Augen eine Trauungsrede, die er aufgesezt hatte, und zu halten im Begriff war, wieder in die Tasche steckte, weil er behauptete daß nach der Rede, die der Major eben gehalten hätte, wohl ein viel grösserer Redner, als er sey, eine schlechte Figur machen würde, und ich glaube, der Mann hatte nicht Unrecht.

Der alte Ravestein starb zwey Jahre nachher in den Armen seiner Tochter, die ihn zum Großvater gemacht hatte. Jezt hat sie vier liebe Kinder, auf deren Erziehung der wackre Adolph seine ganze Sorgfalt verwendet. Sie machen die glücklichste Familie von der Welt aus, und Major Steinau versicherte mir, daß er in den ganzen dreyzehn Jahren, die er mit ihnen lebt, keinen mißvergnügten Augenblick gehabt habe.

Ich habe diese Erzählung aus dem Munde dieses verehrungswürdigen Mannes. Ich konnte mich nicht enthalten, in Lobeserhebungen über seine Großmuth auszubrechen, womit er gegen die jungen Leute zu Werke gegangen war.

„Ey, was Großmuth!“ antwortete er halb unwillig. „Ich habe nichts gethan, als vernünftig gehandelt. Sehen Sie doch das Weib einmal an: noch in ihrem ein und dreyßigsten Jahre ist sie schön wie ein Engel, und frisch wie ein Hirsch. Und sehen Sie mich alten Krüppel von acht und funfzig. Ja, wenn die Strapazen nicht gewesen wären! Ein alter Kerl, der ein junges Weib heirathet, begeht eine große Narrheit; wenn er aber gar weiß, daß sie ihr Herz schon einem jungen und hübschen Kerl geschenkt hat, dann — o dann weiß ich gar nicht, wie ich einen solchen Esel nennen soll. — Lieber Freund,“ sezte er drollicht hinzu, indem er an seine Nase griff, „ich dächte, ein gescheuter Kerl könnte wohl an Einer wächsernen Nase genug haben.“

Inhalt.

Inhalt.

Ein Wort zu seiner Zeit : Seite 451
Eitling und Frohsinn. Eine Erzählung — 459
Der junge Hahn : — 490
Die Dachkammern von *. Fortsezzung.
Die Dachkammer G, zur Dachkammer H. : : — 492
Die Dachkammer H, zur Dachkammer G. : : — 502
Die Kirchenvisitation : — 509

Der

Der Mann, die Frau, und der Nachbar. Nach dem Französ. des Dufreny = S. 510
Eine Erzählung, aus welcher jeder machen kann was er will = — 513
Wilhelmine, oder die wächserne Nase — 528

Leipzig,
gedruckt bey Christian Friedrich Solbrig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jünger, Johann Friedrich, 1759-1797

Vetter Jacobs Launen

Bd.: 4

Leipzig 1790

P.o.germ. 694 c-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112061-6
VD18 80018858-001